Merkwürdigkeiten
zur
Geschichte
der
Gelehrten,
und besonders der
Streitigkeiten
derselben,

vom Homer an bis auf unsere Zeiten;

Aus dem Französischen übersetzt.

Dritter Theil,

oder der

Anecdoten
Fünfter Theil.

Leipzig,
in Lankischens Buchhandlung,
1763.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Merkwürdigkeiten
zur
Geschichte der Gelehrten,
und besonders
der Streitigkeiten
derselben.

Vierte Abtheilung.
Ueber die Wissenschaften.

1.
Ueber den Aristotelismus.

Diese Art von Bezauberung ist seit zwey tausend Jahren in ganz Europa gemein gewesen. Man behauptete nichts, als was Aristoteles behauptet hatte; an alles sollte er gedacht, alles sollte er gesagt haben. Gottesgelehrte, Sophisten, Naturkündiger,

 Aerzte,

Aerzte, Redner, Dichter, alle sahen ihn als die einzig Quelle an, aus welcher sie schöpfen mußten. Alle, die in jenen Jahrhunderten der Unwissenheit die gelehrtesten seyn wollten, waren die übertriebensten Anbeter dieses Götzen.

Wahrscheinlicher Weise hätte seine Verehrung mit dem Heydenthum zugleich fallen sollen: Allein man vereinigte die Begriffe der Religion mit den aristotelischen. Die Schriften des Weltweisen standen den göttlichen zur Seite. Sein Bildniß wurde mit gleicher Aufmerksamkeit betrachtet, als das Bildniß Jesu Christi. Man machte auf diese Art fast einen Gott aus dem, dessen Werke uns zweifelhaft machen, ob er selbst einen erkannt, ob er die Seele für unsterblich gehalten, und Strafen und Belohnungen in einem andern Leben zugegeben hat. Nie ist ein heiliger Aberglaube schwerer auszurotten gewesen.

Roger Baco, dieser so berühmte Mönch des dreyzehnten Jahrhunderts, dem man sonst auch die Erfindung des Pulvers zuschreibt, ist der erste, der muthig genung war, dieser Abgötterey zu entsagen, und den Götzen vom Altar zu stürzen. Er schrieb, alle Bücher des Aristoteles wären zu nichts nütze, als zum Verbrennen. Das war zu viel. Die **Dichtkunst**, **Redekunst**, und seine **Vernunftlehre** sind gewiß Bücher, die ihn, der Scharfsinnigkeit, tiefen Einsicht und Ordnung wegen, die darinne herrscht, gewiß allein verewigen könnten. Allein man betrachtete dieses vortreffliche Genie nur als einen Naturlehrer; und in

diesem Verstande war es unserm Roger nicht vor übel zu halten, daß er nicht viel auf ihn hielt. Unterdessen muß man doch nicht gleich alles ins Feuer werfen. Man erfindet iezt bisweilen Dinge, die man den Alten nicht glauben wollte, so lange wir sie nicht wußten.

Weder Aristoteles, noch sein Kunstrichter, haben die wahre Naturlehre gekannt; erst in unsern Zeiten hat man die nothwendigen Werkzeuge entdeckt, diese Goldgrube zu bearbeiten, die bisher die beste Ausbeute von der Welt gegeben. Unterdessen war es doch gewiß viel, daß im dreyzehnten Jahrhunderte iemand sich unterfieng, einzusehen, daß die Vernunft verdunkelt sey, und daß man sagen konnte: Aristoteles gäbe zu Irrthümern Anlaß, er sey ein blinder Leiter seiner Anhänger.

Roger Bacos Buch verursachte, daß alle Welt schrie: Es sey eine Gotteslästerung. Die Scholastiker, die dazumal in so großem Ansehen stunden, bliesen Lärm. Sie schrieben, sie machten Cabalen, sie suchten bey allen geistlichen und weltlichen Richterstühlen Gerechtigkeit. Baco vertheidigte sich, so gut er konnte. Er führte so gar Anfangs seinen Krieg mit Erfolg. Er bezwang einige Schriftsteller, die nicht so rüstig, wie er, zu streiten wußten: Allein endlich lag er unter, und wurde in Rom, als ein Zauberer und Lästerer des aristotelischen Namens ins Gefängniß geworfen.

In Frankreich fieng man erst im sechzehnten Jahrhundert an, sich wider den Dienst dieser Gottheit aufzulehnen. Daß man ihn untersuchte, und einen Zipfel von dem Schleyer, der der Wahrheit den Anblick verbarg, aufhub, geschahe auf Veranlassung des Peter Ramus, oder La Ramee. Ihm allein gebührt diese Ehre, und außer ihm war auch niemand mehr im Stande eine Reformation in der Schule zu machen.

Mit einem muntern Geiste gebohren, unternehmend und kühn, hatte er sich, nach einer geringen Bedienung bey dem Collegio von Navarre, auf der Universität einen großen Namen gemacht. Mit einem bewundernswürdigen Gedächtnisse verband er einen eben so großen Fleiß. Die Begierde, in allen Arten von Wissenschaften einen schnellen Fortgang zu haben, machte, daß er eine Lebensart führte, die viele finstere Anachoreten würde erschreckt haben. Die Unbiegsamkeit seines Characters unterschied besonders diesen piccardischen Dialectiker. Niemals wurde er ermüdet, sondern durch die Schwierigkeiten selbst, die sich ihm zeigten, aufgemuntert, sein Unternehmen durchzusetzen; Streitigkeiten waren sein Element. Kein Trugschluß, kein scholastischer Schlupfwinkel war ihm unbekannt. Die Natur hatte ihm überdieß, bey allen Gaben des Geistes, eine vortreffliche Leibesbeschaffenheit verliehen. Sein Blut wurde durch nichts aus seinem Gange gebracht. Zum wenigsten konnte er eben so gut mit Schimpfwörtern sprudeln, als dergleichen einnehmen.

men. Er bewarb sich um die Ehre, das Publicum zu unterhalten; und es glückte ihm auch.

Er war noch ganz jung, als er 1543 bey seinen Sätzen, die er vertheidigte, um die Magisterwürde zu erhalten, in allen wider den Aristoteles war. Eine so unbesonnene Aufführung eines Jüngers, der nicht hätte klüger seyn sollen als seine Meister, brachte die ganze Universität von Paris in große Bewegung. Man erklärte seine Sätze für ketzerisch, ihn für einen Freygeist und Störer der öffentlichen Ruhe.

Ramus wollte beweisen daß er keins von beyden sey, und daß er sich mit Recht über so viel aristotelische Thorheiten aufgehalten hätte. In dieser Absicht stellte er seine **dialectischen Anfangsgründe** a) und seine **critischen Anmerkungen über den Aristoteles** b) ans Licht. Dieß benahm ihm vollends alle Achtung, auch bey Leuten, die nicht wider ihn eingenommen waren. Man konnte keine zureichende Bestrafung erdenken, seine Schandthat auszusöhnen. Alle Professoren der Universität posaunten, und brachten Volk und Obrigkeit wider ihn in Harnisch.

Die Sache machte so viel Lärm, daß sie für ein Verbrechen angesehen wurde. Das Parlament in Paris wollte darüber erkennen; allein die Universität besorgte, es möchte sich in die Länge verziehen, und spielte sie also in das geheime Raths-

a) Institutiones Dialecticæ.

b) Animadversiones Aristotelicæ.

collegium des Königes, und forderte die baldigste, schärfste und exemplarischste Züchtigung.

Franz der erste regierte damals. Es war noch nicht die Zeit, da Prinzen sich mit ihrer Unwissenheit viel wußten. Man schrieb an einen König, um ihm dieselbe vorzurücken: **Wisse Ew. Königl. Majestät, daß ein ungelehrter König ein gekrönter Esel sey.** Franz der erste liebte die Wissenschaften und Künste: Er ist in Frankreich der Wiederhersteller und Vater derselben. a)

Die Feinde unsers Ramus malten ihn mit den häßlichsten Farben bey ihm ab. Sie stellten ihn als das größte Hinderniß wider die Aufnahme und den Fortgang der Wissenschaften und der Künste vor, als einen Mann, der sich nur damit beschäfftige, die Absicht seines Fürsten zu vereiteln, als einen Bösewicht, der die Ehrerbietung, die man nicht allein dem göttlichen Aristoteles, sondern auch dem Cicero, Virgil und Horaz, kurz allen großen Männern des Alterthums schuldig sey, ihnen entziehen und sich zuwenden wolle.

Diese Abschilderung, die man von dem armen Ramus machte, brachte den Monarchen auf, und man

a) Die Verse über die schöne Agnes sind bekannt:

Plus de louange & honneur tu mérites,
La Cause étant de France recouvrer,
Que ce que peut, dedans un cloitre, ouvrer
Close nonain, ou bien devot hermite.

man sagt, er hätte ihn auf die Galeeren schicken wollen. Allein er änderte seinen Entschluß, und ließ sich den Vorschlag, den man ihm that, wohlgefallen; nämlich in der Sorbonne eine ordentliche und öffentliche Versammlung anzusagen, in die man die geschicktesten Lehrer des Reichs einladen sollte, um den Ramus zu widerlegen.

Der Tag dieser großen Streitigkeit brach an. Alles in Paris, was gelehrt, neugierig und müßig genung war, eilte in die Sorbonne. Es waren Bevollmächtigte von dem Könige niedergesetzt, die als Richter den Streit entscheiden sollten. Einige sollten die Sache der Universität führen; andere des Ramus.

Antonius Govea, ein Portugiese, der größte Philosoph seiner Zeit, eröfnete die Session. Er griff den Antiperipateticus muthig an. Ramus vertheidigte sich mit einer unvergleichlichen Stärke der Vernunft und Gegenwart des Geistes. Einer nach dem andern von seinen Widersachern wurden überwunden. Man sammlete die Stimmen. Allein der größte Theil der Richter waren partheyisch. Sie verdammten ihn. Es wurde ihm untersagt, die Philosophie zu lehren. Alle seine Bücher wurden im ganzen Königreiche verbothen. Der Befehl des Königs brachte mit sich: „Ramus wäre verwegen und unverschämt, daß „er die Logic, und die gewöhnliche Art sie zu er„lernen, die doch bey allen Völkern gebräuchlich „und eingeführt sey, und die er selbst nicht ver„stünde, verworfen und verdammt hätte. Seine

„Unwissenheit wäre offenbar und weltkundig, „weil er in den critischen Anmerkungen den Aristoteles getadelt habe.„

Dieses Opfer des Hasses so viel unwissender Doctoren wurde in seinem Eifer, die Wahrheit zu entdecken, doch nicht erkältet. Er liebte und suchte sie stets, und wurde von seinen Mitbrüdern, so oft er sie lehrte, verfolgt. Selbst der sonst so allmächtige Schutz des Cardinals Lorraine konnte ihn wider ihre Wuth nicht genung in Sicherheit stellen. Ihre Raserey verdoppelte sich, so bald man den Ramus wieder in seine Stelle einsetzte.

Nachdem man ihn sein ganzes Leben durch verfolgt, und genöthigt hatte, stäts unstät und flüchtig zu seyn, sich immer zu verbergen, so brachten sie endlich ihr so abscheuliches Verfahren gegen ihn zur Reife, und opferten ihn der Wirkung ihrer ungezähmten Eifersucht 1572 bey der parisischen Bluthochzeit am Bartholomäustage auf. Er hatte es wohl vermuthet, daß seine unversöhnlichen Feinde sich dieses blutigen Tages bedienen würden, um seiner los zu werden. Er versteckte sich daher in einen Keller. Aber ein gewisser Charpentier, sein Mitwerber bey der Professur der Mathematic, ließ ihn aus diesem unterirdischen Aufenthalte herausziehen. Diese, nachdem sie ihm alles Geld abgenommen und ihn todgeschlagen hatten, wurfen ihn durch das Fenster in den Hof seines Hauses: „Man sahe, daß ihm „durch diesen Fall die Eingeweide aus dem Leibe „giengen, und die Schüler, durch die Gegenwart

„ihrer

„ihrer Lehrer angefrischt, zogen sie auf der Gasse „herum, und schleppten seinen Körper fort, den „sie mit Ruthen peitschten.„ Wie unwürdig führten sich diese eifersüchtigen Lehrer, diese aristotelischen Meuchelmörder auf.

Die Schande, sich von einem Manne verdunkelt zu sehen, dem doch die Wissenschaften, die Künste, die Sorbonne und das königl. Collegium, wo er öffentlich die Mathematic lehrete, so viel schuldig waren, war die Ursache, die sie zu diesen Ausschweifungen brachte. Der Deckmantel seiner Ermordung war seine Neigung zum Calvinismus.

Die besondern Meynungen dieses Schriftstellers eröfneten in der Folge dem Pater Cossart ein großes Feld, seine Beredsamkeit zu zeigen. In seiner Rede, wider die **Neuheit im Vortrage der Wissenschaften**, sagt er, sie wären verfluchenswürdig. Die, denen das Andenken des Ramus theuer war, wollten ihn rächen, und mißhandelten den Jesuiten in andern öffentlichen Reden. Franz Dümonstier nennt ihn in einer der seinigen einen Verläumder und Schwärmer. Der donnernde Cossart rächte sich wieder, in einer Zeit von vier und zwanzig Stunden. Er widerlegte seinen Gegner öffentlich, an eben dem Tage, da dieser seine Rede gehalten hatte. Allein die Blitze Cossarts hielten niemand ab, dem Ramus Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Der antiperipatetische Geist erhielt sich noch lange Zeit nach seinem Absterben. Man machte auf der Universität in Paris täglich neue Versuche, die Finsternisse

sternisse der aristotelischen Philosophie zu zerstreuen, und an ihrer Statt gereinigtere und hellere Begriffe einer guten Naturlehre einzuführen.

Im Jahr 1624 behaupteten drey Professoren dieser nämlichen Universität Sätze wider den Aristoteles. Gleich entstunden neue Unruhen, neue Partheyen, neue Verfolgungen auf derselben. Sie konnte es kaum erwarten, diese aufrührischen Kinder aus ihrem Schooße zu werfen. Das Parlament legte sich darzwischen. Die drey Professoren wurden verdammt, von ihren Pfründen verjagt, ihre Sätze für ärgerlich und für ketzerisch erklärt, und als solche im ganzen Königreiche untersagt. Dieses Verboth ist eins von den Dingen, die den Pallast der Thorheit in dem neuen Gedichte vom **Mädchen von Orleans** am meisten ausputzen:

Voyés-vous pas cet arret authentique
Pour Aristote, & contre l'emetique.

Unterdessen hatte eines von den Genien, die gebohren zu seyn scheinen das Genie ganzer Nationen aufzumuntern, sein Vaterland verlassen, um sich nach Holland zu begeben. Entfernt von denen Midas in Galakleidern, hatte er seine einsame Wohnung an einem stillen Orte in Nordholland aufgeschlagen: Eine Freystatt der Ruhe und der Wahrheit. Nicht als wenn Descartes sie allezeit gefunden. Seine Grundsätze der Physic sind gewiß glänzender, als gründlich,

und iezt werden sie verachtet. Verschiedene von seinen Schriften sind nur physicalische Romane. Man hat Ursache zu bedauern, daß die Meisterstücke verschiedener witzigen Köpfe a) von unserer Nation, cartesianische Sätze in sich fassen. Neuton ist der Philosoph, der Tag in der Physic gemacht hat; unterdessen bleibt Cartesius, dessen Fall jener verursacht hat, noch in seinem Falle bewundernswürdig.

In der That, Cartesius hat eben so viel Weg in der Physic, von dem Puncte an, da er sie angetroffen, zurücke gelegt, als Neuton nach ihm. Der französische Weltweise hat neue Länder entdeckt, und dadurch verursacht, daß noch viel beträchtlichere Entdeckungen durch andere Beobachter der physicalischen Welt sind gemacht worden.

Aber

a) Z. B. die Mehrheit der Welten vom Fontenelle, und der Antilucrez des Cardinal Polignacs: dieser unsterbliche Mann, noch größer auf der Seite des Witzes, als der Handlung, hat statt der Träume Lucrezens, cartesianische in seinem Gedichte untergelegt. Er bestreitet darinne die Entdeckungen Neutons; Wahrheiten, die, zum Unglück für diesen berühmten Cartesianer, noch heut zu Tage für erwiesen angenommen werden. Er behauptet darinne alte Meynungen, welche in seiner Jugend ganz Europa für wahr hielt. Unterdessen ist doch alles dieses in der schönsten Poesie gesagt. Er ist bilderreich, blühend, geschmückt, doch ungeschminkt, wie Virgil: selbst die Zierlichkeit und den Wohlklang desselben hat er sich eigen gemacht.

Aber ohne diesen erfindsamen Geist hätten sie vielleicht nie etwas neues gefunden. b)

Kaum hatten sich diese Stralen in alle Climata, die sie mit Bereitwilligkeit aufnahmen, verbreitet, so gieng ihre Zurückprallung bis nach Paris. Einige Personen, die mit einer unüberwindlichen Neigung zum Wahren gebohren waren, und die Träume des Aristoteles verwarfen, nahmen diese neue Philosophie an. Von dieser Anzahl waren zween Professoren; sie wurden Proselyten, und machten wieder neue. Unvermuthet wurde die ganze Universität cartesianisch: Die alten Subjecte murrten.

Sie verglichen die Universität der ganzen Welt, die erstaunt einsahe, daß sie arianisch war. Sie brachten ihre Klagen beym Parlament in Paris an, und ersuchten es um ein zweytes Verboth. Allein andere Zeiten, andere Sitten.

Ein Weiser, ein Mann, der mit Eifer für das Wachsthum der Wissenschaften und der Vernunft sorgte, war dazumal das Haupt des Parlaments. Der berühmte Lamoignon wollte in dieser Sache sich nicht übereilen. Racine und Boileau, beyde seine Freunde, nahmen sich vor, die Anforderung der Universität lächerlich zu machen. Sie erdichteten

b) Das ist wohl zu viel. Viele Erfindungen nach dem Descartes haben mit seinen Grundsätzen gar keinen Zusammenhang.

dichteten die so burlesque Appellation, welche sie beyde schmiedeten, in welcher Aristoteles sich beklagt: „**Es hätte sich seit einiger Zeit eine** „**gewisse Unbekannte, die sich Vernunft** „**nenne, in den Schulen der besagten Uni**„**versität kecklich einschleichen wollen;** und „zu dem Ende habe sie sich mit Hülfe gewisser auf„rührerischer quidams, die sich Gassendisten, Car„tesianer, Malebranchisten, und Purchotisten „nennten, Leute ohne Namen, im Stand gesetzt, „den besagten Aristoteles daraus zu vertreiben, „der doch der alte und ruhige Besitzer besagter „Schulen sey, wider welchen dieselben und ihre „Consorten schon verschiedene Bücher, Abhand„lungen, Streitschriften und verunglimpfende „Raisonnements herausgegeben haben; um be„sagten Aristoteles dahin zu vermögen, daß er ein „Examen seiner Lehre ausstehe, welches doch schnur„stracks mit den Gesetzen und Gewohnheiten be„sagter Universität streite, als welche besagten Ari„stoteles allezeit als den obersten Richter in Sa„chen des Verstandes angesehen hätten, und der „von seinen Meynungen keine Rechnung an ie„mand, und an keinem Orte, und zu keiner Zeit „abzulegen habe.„

Diese Appellation wurde zu andern Papieren gelegt, die der Oberpräsident zu siegeln hatte; aber er merkte den Spaß: **Narrenspossen**, sagte er lachend, und warf das Papier der Person an Kopf, die es ihm überreicht hatte: **Das ist ein Stückchen vom Despreaux!** Dieser

comische Streich hielt, wie es nachgehends dieser Herr selbst bekannte, ein sehr ernstliches Verboth zurück, das das Parlament hätte geben können.

Anietzt, da Gewalt und Ansehen die aristotelische Philosophie nicht mehr unterstützen, ist sie in die äußerste Verachtung gesunken. Sie ist heut zu Tage fast nur noch in den lächerlichen Schlußreden einiger Schulen der Theologie und Philosophie vorhanden, in jener zweifelhaften, barbarischen, räthselhaften Sprache, die nicht so wohl den Sinn einer zusammenhängenden Schrift zu entwickeln, Sachen in ein helleres Licht zu setzen, als sie zu verwirren, die einfachsten und verehrungswürdigsten Wahrheiten, die wichtigsten Stücke der Moral zu Aufgaben und Paradoxen zu machen sucht. Ergoiren denn die Sachwalter im Verhör? Man hat Ursache zu zweifeln, ob die syllogistische Form iemals viel darzu beygetragen, den Sinn eines Gesetzes zu bestimmen, eines Stücks einer Gewohnheit oder eines Befehls, die verfänglichen Umwege einer Gegenparthey zu vermeiden. Sollte man auf den Gerichtsbänken nicht eben so sprechen, als anderswo? Wenn werden doch die Theologen und Philosophen endlich einmal von ihren concedo, nego, distinguo, von diesem Zwange, den sie sich anthun, nicht wie andre zu denken, ihre Gedanken vor baar Geld anzunehmen, oft nichts als leere Worte zu sagen, aufhören?

Die Vertheidiger der Schlußrede werden vielleicht dadurch aufgebracht werden. Sie werden sagen, nichts sey geschickter, junge Leute zur Genauigkeit, Bestimmung und Scharfsinnigkeit zu gewöhnen; die Beredsamkeit auf den Gerichtsbänken werde nicht an ihrem rechten Orte angebracht; daß, wenn die Schlußform auch zu tadeln wäre, so sey sie es doch nur in Ansehung des Gegenstandes, auf den sie angewendet werde, der sehr oft leider! unrichtig und kindisch sey. Sie mögen entschuldigen wie sie wollen, sie befördern dadurch selbst den Nutzen der Religion sehr schlecht. Hat ihr Grotius, a) Bossuet, Nicole und andere große Schriftsteller, deren deutliche, gründliche, ordentliche Werke man bewundert, nicht größere Dienste geleistet als der große Haufen Scholastiker, welche seit dem zwölften Jahrhundert in der Kirche aufgestanden sind, und die ihre Einbildungskraft nur mit unnützen Spitzfündigkeiten geübt, und ausschweifende Hypothesen vorgebracht, oder elende Wortstreite geführt haben?

Har=

a) Allein Grotius war selbst der scholastischen Philosophie zugethan; eine Sache die seinem unsterblichen Werke de Iure B. & P. zur Last gelegt wird.

Harduinismus.

Der Pater Berrüyer war der Vorfechter; der Pater Turnemine der vornehmste Kämpfer. Wir wollen diese Streitigkeit nach Maasgebung der kostbaren Handschriften erzählen, die der Pater Turnemine selbst unter diesem Titel verlassen hat: **Anmerkungen über die Geschichte des Volkes Gottes.** a) Es sind interessante Stücke für das Publicum darinne enthalten. Aus dem Vorgange dieses bürgerlichen Krieges, den das Werk des Pater Berrüyer bey den Jesuiten verursacht hat, und der noch nicht ganz gedämpft ist, wird man zugleich die Gewohnheiten der Jesuiten, ihre Gesinnung, ihr Betragen bey schlüpfrigen Vorfällen, die innerlichen Triebfedern ihrer Regierung einsehen.

Den Anfang wollen wir mit der Erklärung der seltsamen Systeme des Pater Harduins machen. Der Pater Berrüyer hat dieses gelehrten Jesuiten Gedanken ausgeführt, und seine Historie darnach eingerichtet.

Wenn man dem Pater Harduin Glauben beymessen sollte, so wären alle Werke der Alten untergeschoben, die Vulgata, die Werke des Plinius, **von der natürlichen Geschichte**, des Hero-

a) Observations sur l'Histoire du Peuple de Dieu.

Herodot, und einer kleinen Anzahl anderer Verfasser ausgenommen. Folglich kann man weder auf den hebräischen noch griechischen Text viel bauen. Kein Kirchenscribent ist älter als die tridentinische Kirchenversammlung. Das sind nur Märchen, was man von andern Kirchenversammlungen vor der tridentinischen sagt. **Wenn das ist, mein Pater,** sagte einmal der Pater des Oratorii, Le Brün, zum Pater Harduin, **warum geben sie denn eine Geschichte der Kirchenversammlungen heraus?** „Das weiß „niemand als Gott und ich,„ antwortete der Jesuite.

Er gieng noch weiter. Alles war Freygeist: der heilige Augustin, Cartesius, Mallebranche, Quesnel, Arnold, Nicole, Pascal nach ihnen. Der Beweis ist unwiderleglich. Nämlich wenn sie das oberste Wesen andeuten wollten, so brauchten sie bald das Concretum, bald das Abstractum: anstatt daß sie **Gott** sagen sollten, sagten sie zuweilen die **Gottheit**, die **Wahrheit.**

Nach dem Pater Harduin giebt es wenig ächte Münzen, und die, so authentisch sind, erklärt man sehr schön, wenn man ieden Buchstaben für ein ganzes Wort nimmt: durch dieses Mittel entdeckt man eine neue Ordnung von Dingen in der Geschichte. Man hat den Schlüssel zu allen denen, die bekannt gemacht worden sind; Namen der Könige, Eroberer, berühmter Schriftsteller sind wieder hergestellt worden. Man sieht deutlich, daß die Aeneis ohnmöglich vom Virgil herrüh-

ren kann; sondern sie hat ihren Ursprung einem Mönch im dreyzehnten Jahrhundert zu danken, der die Reise des heiligen Petrus nach Rom allegorisch beschreiben wollte, welcher unterdessen, wie uns der Pater Harduin an einem andern Orte versichert, niemals daselbst gewesen ist. a)

Dieser so berühmte Jesuite, der gelehrteste Mann seiner Zeit, hat seine ganze Lebenszeit mit Aufbauung und Niederreissung gewisser Systeme zugebracht. Er starb 1729 in seinem 83 Jahre. Um seine Grundsätze zu widerlegen, hätte man seine Gelehrsamkeit besitzen müssen. Das ganze Alterthum hat, außer dem Origenes, keinen seines gleichen aufzuweisen. Er verstund eine große Anzahl Sprachen, und sahe am Ende seines Lebens alle Zeit für verlohren an, die er auf die Erlernung derselben verwendet hatte.

Seine Gesinnungen führen gerades Weges zum ausschweifendsten Pyrrhonismus und zum Un-

a) Seine Art Medaillen zu erklären, gab dem Herrn de Cleves zu einem Scherz Gelegenheit. In einer Gesellschaft behauptete dieser wider den Jesuiten, daß es keine einzige Medaille, so alt sie wäre, gäbe, die nicht von den Benedictinern wäre geschlagen worden, und bewies es ihm dadurch, daß er vorgab: Con., ob., müsse man nicht erklären Constantinopoli obsignatus, oder obsignatum, sondern es bedeute: Cusi omnes nummi officina Benedictina. Diese ironische Erklärung nahm der Pater Harduin sehr empfindlich auf. Er verließ die Gesellschaft, und wollte seinen Spötter nicht wieder sehen.

Unglauben. Unterdessen war sein ganzes Leben Tugend und Religion. **Mein Gott**, rufte er zuweilen aus, **man mag immer sagen ich glaube nichts: ich liebe dich doch von ganzem Herzen. Herr, ich danke dir, daß du mir den menschlichen Glauben genommen, und mir dafür den göttlichen gegeben.** Außer seinen gedruckten Werken, deren wir eine beträchtliche Anzahl haben, sind noch viele Handschriften in der Verwahrung der königl. Bibliothec. a) Man machte ihm eine Grabschrift, die seinen Character ziemlich schildert:

Hier liegt,
in der Erwartung jenes großen Gerichtstags,
der paradoxeste unter den Sterblichen.
Ein Franzmann von Geburth, ein Catholik von Religion,
Ein Wunder von Gelehrsamkeit,

a) Der Cardinal Fleury ließ sie dahin bringen. Zuvor waren sie in den Händen des Herrn Abt Olivet, dem sie der Pater Harduin bey verschiedenen Vorfällen anzuvertrauen vor gut befunden hatte. Die Jesuiten forderten nach seinem Tode seine Schriften zurück. Der Herr Abt schlug es ihnen rund ab. Sie beklagten sich beym Cardinal darüber. Er entschied den Streit. Er entschädigte den Besitzer, und ließ sie in der königl. Bibliothec beylegen. Einige sind gedruckt. Das Buch Athei detecti, die entdeckten Freygeister, gehört unter diese Anzahl.

Ein Verehrer und Zerstörer des ehrwürdigen Alterthums,
Der gelehrte Wahnwitzige, welcher
Wachend tausend Träume und unerhörte
Erdichtungen ans Licht gab;
Und fromm ein Zweifler,
An Leichtgläubigkeit ein Kind, an Vermessenheit ein Jüngling,
An Wahnwitz ein Greiß war.

Die sonderbaren Meynungen dieses Jesuiten wurden anfänglich von den jungen Leuten in der Gesellschaft mit Entzückung angenommen. Einige theilten, nachdem sie ihn verlassen, die Unterredungen, die sie mit ihm gehalten, dem Publico mit, stellten die Systeme, die sie ihn hatten vortragen hören, ans Licht, und suchten, nach seinem Exempel, die verehrungswürdigsten Denkmäler des Alterthums umzustürzen. Der Ex-Jesuite, La Hode, mißhandelte sie vornehmlich in einer **Geschichte von Frankreich**, die in Holland gedruckt wurde, wohin er geflüchtet war. Er verwirft alles, was vor Ludewig dem Heiligen geschrieben ist. Er zweifelt selbst daran, ob sein Geschichtschreiber Joinville existirt habe. Wenn er davon redet, was sich vor seiner Regierung zugetragen, wiederholt er nur oft die Worte: **Man sagt; Es gieng die Rede** u. s. w. Niemand aber hat die Grundsätze des P. Harduins besser aus einander gesetzt, als der P. Berrüyer.

Die Geschichte des Volkes Gottes bezieht sich vom Anfang bis zu Ende darauf. Dieses Buch hatte, da es erschien, das Schicksal aller Thorheiten, die das Gepräge des Genies und der Verwegenheit haben. Es wurde begierig gelesen; gelehrte und witzige Köpfe, Männer und Weiber, Geistliche und Weltliche waren in gleichem Grade darauf erpicht. Alles stach ab, und sollte in diesem Werke abstechen; eine neue und verworfene Zeitrechnung, die man darinne befolgte; abgerissene Stücke, die man vereinigt und zu dem Körper der Geschichte setzt: eine gründliche und seichte Gelehrsamkeit, die man darinne mit Wahl vermischt; der Reichthum und die Anmuth der Schreibart: eine Verbindung des Glänzenden und Verführenden.

Der Verfasser wäre einer der größten Geschichtschreiber der Nation, wenn er weniger weitschweifig, vorsichtiger in seinem Ausdruck wäre; wenn er nicht so viel Redensarten, die er vor natürlich hielt, gebraucht hätte, die ihn der Gebrauch der Welt als unanständig hätte ansehen lassen sollen; wenn er weniger witzig und belustigend hätte seyn wollen; wenn sein Colorit stets der Würde der Materie gemäß gewesen wäre. a)

a) Man machte dieses Sinngedicht auf ihn:

Ton livre unit l' amusant à l' utile,
Point ne prétends en critiquer le stile,

Der P. Turnemine war der Antagonist des Pater Harduins gewesen. Von dem Augenblicke an, da er sahe, daß die Meynungen dieses letztern, die durch die Bischöffe mehr als einmal in den Bann gethan worden waren, sich vorthaten und in der **Geschichte des Volkes Gottes** neue Kräfte bekamen, erstaunte er ganz, und schrieb von neuem wider sie. Er verfolgte seinen alten Nebenbuhler in der Person seines noch berühmtern Schülers. Er brachte seine Beschwerden über die Geschichte des Pater Berrüyer bey den Vorstehern der Gesellschaft an, die sie niemals hätten drucken lassen sollen. Er überreichte eine Vorstellung, und verlangte darinne, sie sollten sie unterdrücken, oder vielmehr, sie sollten sich durch das Aergerniß, das sie in der Welt verursachte, und von den gräulichen Meynungen, die man über die Lehre der Jesuiten fassen würde, aufwecken lassen.

Berrüyer bekam von allen diesem seinen Vornehmen Nachricht. Er sahe das Ungewitter sich aufziehen; aber er erschrack darüber nicht. Er überließ seine Ehre einem seiner Freunde zur Vertheidigung. Der P. Dupre nahm es auf sich, ihn zu rächen. Er widerlegte die Reden und Schrif-

Et point ne veux en blasonner le plan;
Mais, Berruyer, si tu voulois me croire,
Il te faudroit, au beau titre d'histoire,
Substituer le titre de Roman.

Schriften des P. Turnemine; ertheilte der Historie des Volkes Gottes und ihrem Verfasser die übertriebensten Lobsprüche, und redete von seinem Kunstrichter in unanständigen und verächtlichen Ausdrücken. Turnemine war von Natur eitel, stolz, hitzig und von sich ganz eingenommen. Dieses rührte von seiner weitläuftigen Gelehrsamkeit und hohen Geburt her. Er beklagte sich zuweilen, daß man ihn mit einem gemeinen Geistlichen für einerley hielt. Er mußte zu seinem größten Verdruß sehen, wie unanständig man ihm begegnete, daß man alle Gesetze des Wohlstandes aus den Augen setzte, um eine Geschichte zu rechtfertigen, die durch die allgemeine Stimme des Publicums verdammt war. Er antwortete dem Vertheidiger des Buchs; dieser sagte: Turnemine will sich noch eine Ladung holen. Während einer ziemlichen Zeit thaten sie nichts als wechselsweise einander spotten, sich beklagen und drohen.

Der P. Turnemine triumphirte in seinen Anmerkungen über die **Geschichte des Volkes Gottes**, daß er die Prälaten, Doctoren, und Leute von einer reinen, ungeheuchelten und aufgeklärten Gottesfurcht, und den General des Ordens selbst auf seiner Seite habe, der, weil dieses Buch so viel Lärm in Frankreich verursachte, vier jesuitische Geistliche ernannt hatte, es durchzusehen, und ihm eine genaue Nachricht davon zu geben. Er schrieb das Urtheil, das diese vier gelehrten Recensenten von seiner Brüderschaft fällten, und

den Unwillen nieder, den sie empfunden hatten, da sie eine ganz außerordentliche Zeitrechnung, nämlich die porphyrische und marshamische an der Stelle der wahren erblickten; da sie sahen, daß man den Text der heil. Schrift sehr untreu erklärte, einen doppelten buchstäblichen Verstand, in den Prophezeyhungen, die den Heiland betreffen, annahm, und sich der Feyenmärchen Schreibart bey den ernsthaftesten und erhabensten Dingen bediente.

Er erzählt, daß der General, den Unterrichtungen zu folge, die sie ihm davon gaben, sich beynahe genöthigt fand, unverzüglich eine zweyte Ausgabe des Werks zu besorgen, die von alle dem, was man in der ersten Anstößiges bemerkt hatte, gereinigt wäre, und in diesen Ausdrücken an den P. Bretonneau zu schreiben, der damals der Vorsteher des Profeßhauses in Paris war:

Hochehrwürdiger Pater,

Friede in Christo.

Ob ich gleich allezeit dafür gehalten, daß man in der Schrift des P. Berrüyer vieles ändern müsse, ehe sie wieder gedruckt würde, und ich schon angeordnet habe, daß man diese Zeitrechnung, die von uns schon als sonderbar und mit den

Pro-

Prophezeihungen, die unsern Heyland betreffen, (da diese Prophezeihungen nach dem Ausspruche der heil. Väter und Ausleger nicht anders verstanden werden können,) wenig übereinstimmend ist erkannt und verworfen worden, nebst allen weit hergeholten, und der Würde des Gegenstandes wenig angemessenen Ausdrücken verdamme; so habe ich dem ohngeachtet die Vorsicht gebraucht, diese ganze Sache den Aufsehern der Gesellschaft zur Untersuchung zu geben. Ich billige ihr Urtheil sehr, das sie davon gefällt haben, und ich schicke ihnen ein Exemplar davon. Ew. Hochehrwürden werden es dem P. Desconseils und andern neuen Aufsehern, die ihm beygesetzt worden sind, mittheilen. Dieselben werden sie in meinem Namen befehligen, die neue Ausgabe darnach einzurichten. Ich habe dem P. Isaac schon geschrieben, bey der Censur gelehrig zu seyn; er soll alles ändern, bessern und abschneiden, was diese Aufseher in Absicht auf meine Willensmeynung für gut befinden werden. Sollte er unterdessen nicht folgsam genung seyn, (welches ich doch von einem Religiosen kaum glauben sollte, und welches in der Gesellschaft ohnmöglich ungestraft bleiben könnte,) so bitte ich in diesem Falle den P. Desconseils und die andern Jesuiten, denen die Sorge der Durchsicht aufgetragen worden ist, unserer Absicht ein Genüge zu thun; sich um die Gesellschaft verdient zu machen; unsere Unruhen dadurch zu endigen, daß so bald, als möglich, die erwartete Ausgabe erscheine. Sie werden meine Absicht

leicht

leicht aus der Censur und meinem Briefe einsehen.

Rom den 2 Junius 1729. a)

Nach

a) Hier ist er lateinisch, wie er eigentlich ist geschrieben worden:

Reuerende admodum pater

P. C.

Quamuis perpetuum habuerim, multa emendanda esse in libro patris Isaaci Berruyer, antequam rursum in lucem prodiret, ac proinde iam iusserim pseudo-elocutiones rerum dignitati ac maiestati minus consentaneas expurgari, prophetias omnes iuxta communem Sanctorum Patrum & interpretum sententiam de Messia Christo Iesu tantum intelligi, ac deinde rejici Chronologiam, quam iam vt singularem & prophetiis de Christo non congruentem reiectam voluimus; curaui tamen rem totam diligenter examinari a reuisoribus societatis. Horum vero sententiam probo, huius exemplum transmitto reuerentiae vestrae, vt patri Stephano Desconseils huicque adiunctis nouis retractatoribus tradat, iubeatque meo nomine ad illam accommodari omnino nouam operis editionem. Iam scripsi patri Isaaco, vt nouorum recognitorum censuram sequatur, illisque se docilem præbeat ad emendandum, mutandum, recidendum, quod visum illis fuerit & faciendum ex me intellexerint. Quodsi docilitate tamen careret ille, id quod de viro religioso non credam, quodque in societate non foret inultum, eo casu, rogo patrem Stephanum Desconseils ipsique adiunctos nouos recognitores, vt nostram ipsi sententiam exequantur, utque de societate bene merendo solli-

Nach dieser Erzählung der innerlichen Unruhen der Gesellschaft, und die die Eilfertigkeit des Pater Turnemine rechtfertigen, mit der er sich wider die **Geschichte des Volkes Gottes** erklärt, beruft er sich auf die reinen Bewegungsgründe, die ihn zu diesem Schritte verleitet. Er sagt, der Eifer für seine Gesellschaft und für die Religion habe ihn angetrieben; er habe durch eine Privatwiderlegung der öffentlichen Verdammung, die gewiß sehr demüthigend für seinen Gegner hätte seyn müssen, zuvor kommen und die Blitze zurück halten wollen, die er bereit sahe, auf eine in dem Geschmack des Castalions im sechzehnten Jahrhundert verfertigte Uebersetzung der heiligen Schrift zu fallen; welche Uebersetzung die Catholicken so wohl als Protestanten beleidigt hätte; eine Uebersetzung, die in einer **geblümten, gezwungenen, geschminkten,** süßen Schreibart verfertigt wäre. Ja, spricht er zum P. Düpre und allen Vertheidigern des P. Berrüyer, ein Geschichtschreiber muß zwar seiner Einbildungskraft etwas erlauben, aber sie doch allezeit in seiner Gewalt haben. **Ist es denn ein Privilegium für die Geschichte, von allen Regeln frey zu seyn,** und sich in ein Werk der Er-

sollicitudini nostrae dent finem, festinando editionem, quae promissa est. Meam illi mentem intelligent ex censura transmissa hisque meis litteris.

Romae, secunda Iunii Ao. CIↃ. DCC. XXIX.

Erfindung und des bloßen Vergnügens zu verkleiden?

In diesen nämlichen Anmerkungen findet man auch eine ziemlich lebhafte Beurtheilung der unanständigen Gemälde, mit denen die Geschichte des Volkes Gottes angefüllet ist. Die Schilderungen der Liebesbegebenheiten der Patriarchen, der ausschweifenden Leidenschaft der Gemahlinn des Potiphars, der Coquetterie der Judith, der frechen Anmuthungen des Holofernes, des schrecklichen Verbrechens Onans, der Gefälligkeit, mit welcher Rahel ihren Jacob der Lea auf eine Nacht überläßt, sind so lebhaft, daß man sie als Felsen ansehen könnte, an denen Unschuld und Schamhaftigkeit scheitern.

Außer den schlüpfrigen Ausdrücken in dieser Geschichte, sind viele noch in anderer Betrachtung tadelhaft; zum Beyspiel diese: **Nach einer ganzen Ewigkeit erschuf Gott die Welt.** Als könnte eine Ewigkeit ein Ende haben. **An der Leichtigkeit, mit der Gott Wunder that, sahe man wohl, daß sie aus der Quelle kamen . . . Das Böse nahm täglich mehr überhand, zur Schande Gottes des Herrn. Die Ebentheuer der Patriarchen . . . nach einem solchen Ebentheuer . . .** und tausend andere, die man in der ersten Ausgabe fand, und von denen der P. Turnemine nicht einmal redete. Er begnügt sich, diese Geschichte überhaupt das Werk eines Romanenschreibers zu nennen. Könnte

man

man wohl persische Mährchen anders schreiben? a)

Die Jesuiten wollten, bey der Verdammung dieses Werks, sich nicht allein auf das Urtheil ihrer Theologen beziehen: sie befragten fremde Gelehrte, die alle weit heftiger, als sie, den Fluch über die Unternehmung des P. Berrüyer aussprachen; sie nannten ihn einen läppischen, weibischen, schädlichen Schriftsteller; einen Verfälscher der heil. Schrift; einen Schwärmer, der unsinnige Systeme schmiede, einen straffälligen Anhänger eines chronologischen Systems, das 1708 durch die Gesellschaft verworfen, und beynahe eben so bald auf das Urtheil der Bischöffe und Befehl des Königes unterdrücket worden, als heraus gekommen sey, das Harduin endlich selbst verlassen; ein lebendiges Zeughaus, wo die Ketzer, Bösewichter, Freygeister, Waffen zur Bestürmung der Religion

a) Das ist der große Vorwurf, den man diesem Buche gemacht hat. Zu der Zeit, da man am meisten davon sprach, machte der P. Heraut, Bruder des Policeylieutenants, bey der Herzoginn von Aig** seine Aufwartung. Wie? sagte sie, ihr Herren, die ihr nicht haben wollt, daß jeder die heilige Schrift lesen soll, in was für Gestalt habt ihr sie der Welt in die Hände gegeben? Weil die Welt, antwortete er, es durchaus haben wollte, und weil man sie nach ihrer Fähigkeit hat einrichten müssen, damit sie ihr nicht schädlich sey. Aber, erwiederte sie, nun wird sie ihr noch weit mehr schaden, da sie zum Roman geworden ist.

ligion finden, um sie an dem Orte anzugreifen, wo sie am stärksten verschanzt war.

Der Pater Turnemine stützt sich noch auf den Ausspruch dieser Doctoren. In und außer der Gesellschaft glaubt er noch Stoff genung zu finden, die Enthusiasten dieser Geschichte beschämen zu können, vornehmlich den P. Düpre, der ihn einen **Angeber, einen Großsprecher, einen sehr schlechten Critiker, einen mitleidenswürdigen Theologen nennt.**

Er ist nirgends größer, nirgends nachdrücklicher, als wenn er vom Mißbrauche redet, den man mit einer Zweydeutigkeit des buchstäblichen Verstandes begehen kann; von dem Schaden, das auf den Propheten Daniel, aufs jüdische Volk, auf den Sohn Isai, auf den Kaiser August zu deuten, was man nur von Jesu Christo verstehen muß; von einer vorgegebenen Geschichte der Meder und Perser, die durch das ganze Alterthum widerlegt, und nur auf Chimären gegründet ist. Lasset uns, ruft er aus, lasset uns die Augen einer heiligen Tradition eröfnen; wir werden Jesum Christum und sein Reich durch die Propheten mit den ähnlichsten Zügen und dem eigentlichsten Colorit gemalt erkennen. Nur Jesum Christum werden wir sehen: wir werden ihn sehen, wie er auf eine wunderbare Weise gebohren wird, das abgöttische römische Reich schlägt und zerstöret, zu der Zeit, da es zwischen zween Herren getheilt war, die er mit dem Bande der Ehen verbunden hatte, und welche doch Feinde waren. Wir wer-

werden diese Beherrscher der Welt im Sterben bekennen hören, daß Gott sie schlägt. Wir werden die Kirche gleichsam aus dem Grabe aufstehen sehen, und zwar nach der erschrecklichen Diocletianischen Verfolgung; aus der Asche von tausend Scheiterhaufen, die durch die Henker angezündet wurden, wird sie wieder aufleben; sie wird herrschen, herrschen wird sie im Angesicht Diocletians und Maximinians, die sich gerühmt hatten, in Aufschriften, die iezt noch vorhanden sind, die Religion vernichtet zu haben: **Gott wird ein Reich aufrichten.** a) Wir werden sie unvermuthet als die Gebieterinn einer bezwungenen Welt auftreten sehen; nicht durch Streiten bezwungen, sondern durch Sterben; nicht durch Schwerdt und Waffen, sondern durch die Gnade. Wir werden einen Constantin, welcher den durch Daniel, den Propheten, verkündigten Felsen anbetet, ihm seine Person und sein Reich unterworfen sehen; er giebt zum siegreichen Panier das Creuz den römischen Heeren, er, der Ueberwinder aller seiner Nebenbuhler im Kriege, er, der selbst Ueberwundene, nicht durch Waffen, sondern durch die Kraft dessen, der der Stifter eines ewigen Reichs ist. Wir werden die Kirche sich auf der ganzen Erde auf eine wunderbare Weise ausbreiten sehen, überall dieselbige, überall so sichtbar, wie ein erhabner Berg über niedrigen Thälern. Wir werden Rom sehen, nach der

a) Deus suscitabit regnum.

der Zerstörung des Heydnischen das Christliche, das ganz Geistliche, weit über die Grenzen der vier vorher verkündigten Reiche ausgebreitet. **Rom, das Haupt der Welt, besitzt durch die Religion, was es durch die Waffen nicht erlangen konnte.** a)

Diese Stärke der Rede und dieser Geist ist mit einer dringenden Ermunterung an die Vorsteher der Gesellschaft gerichtet, daß sie den Lauf einer Lehre hemmen sollen, die viel schädlicher, als der Jansenismus ist; einer Lehre, die nicht nur einige Lehren, sondern die Grundlage der Religion selbst angreift; einer Lehre, welche die Treue und den Glauben der Jesuiten verdächtig mache, die fünfe davon verderbt hat, **deren Unglauben mehr als zu bekannt sey**, welcher eine Scheidung in der Gesellschaft verursachen könnte, (der Ausgang hat es genung gezeigt,) einer Lehre endlich, die alle große Genies so wohl unter den Heyden, als unter den Christen, für Freygeister hält, und die Atheisterey für lobenswürdig ausgiebt. Er redet in seinen Anmerkungen bald als Gelehrter, bald als Theologe, bald als Geistlicher, bald als Bürger, bald als Weiser. Dieß ist der Character des Turnemine. Die Redlichkeit war darinne sein Hauptzug: unterdessen hat man sie ihm wollen streitig machen. b)

Wie

a) Roma, caput mundi quidquid non possidet armis, Religione tenet. *S. Prosper.*

b) Man liest in den Anecdoten der Constitution Unigenitus

Wie würde es ihn geschmerzt haben, wenn er es noch erlebt hätte, daß der Harduinismus, dieses Ungeheuer, das er stets bestritt, ihn noch im Grabe trotzte, und in der Geschichte des neuen Testaments wieder zum Vorschein kam; ein Werk, welches dem erstern, dem Plane, den Hypothesen und der Verwegenheit nach ähnlich war, weil es das Geheimniß der Menschwerdung Christi angriff; im übrigen aber sehr verschieden von dem vorigen, so wohl in Ansehung der Reize und Zierlichkeit, als auch des Schwungs und des Feuers der Schreibart war. Der Text ist in eine Hülle von alltäglichen Anmerkungen und einer frostigen Geschwätzigkeit gezwungen, nicht so wohl bunt, als affectirt. Die Jungfrau Maria ließ er sagen, daß es eine besondere Ehre vor sie wäre, zur Mutter eines Gottes bestimmt zu seyn: der Erlöser läßt sich mit der Samaritanerinn in einen Streit des Witzes ein, und auf beyden Seiten werden viele Einfälle gesagt. Das beste in dem Buche ist die Art, wie alles zur Ankunft des Messias vorbereitet wird. Unterdessen vermißt man den P. Berrüyer darinne, und seine schöne und weise Einbildungskraft.

genitus, daß er einen Brief eidlich bey einem Notar abschwur, den er an den Cardinal Noailles geschrieben hatte, um ihm Nachricht zu geben, daß man eine Meuterey in der Gesellschaft wider den Regenten im Sinne hätte, daß sie sich mit Spanien verstünde. Man giebt vor, das Original dieses Briefs sey in den Händen des Cardinals Noailles.

Sollte dieser Mangel an Leben und Colorit von dem Alter herrühren, in welchem er diese Geschichte geschrieben hat? oder von seinem Gegenstande, den er zu bearbeiten hatte? Es ist freylich das Seltsame im alten Testamente von einer ganz andern Art, als im neuen: aber dieser andere Theil der Geschichte des Volkes Gottes, von der Geburth des Messias an bis zu Ende der Synagoge, wäre er eher als der erste erschienen, würde das Publicum eben so in Bewegung gesetzt haben; weil er Harduinisch war.

Er hat auch alle Welt wider sich aufgebracht, so wohl die Geistlichen, die sich daran geärgert haben, als die Ungläubigen, die ihn für nicht kühn und schneidend genung hielten, als auch die Jesuiten, die ihn angegeben haben, nachdem sie ihn schon heraus hatten kommen lassen; und die Prälaten, a) die ihn censirt, und Benedict der XIV, der ihn durch ein Breve den 17 Febr. 1758 verdammt,

a) Ausgenommen der Cardinal Tenzin, welcher ein Harduiniste war. Auch erlaubte er, daß ihm der holländische Buchhändler, Düsauzer, die Harduinische **Umschreibung des neuen Testaments** zuschrieb. In einer Versammlung der Geistlichkeit, wo man das Werk des Pater Berrüyer verdammte, bat dieser nämliche Cardinal die Votirenden, diesem Pater glimpflich zu begegnen. Einer von ihnen antwortete der Person, die Unterhandlung pflegen sollte, er wäre sehr verdrießlich, daß Jhro Eminenz sich so stark für diesen Autor erklärten; er hingegen würde nichts vergessen, ihn auf das feyerlichste verdammen zu lassen.

dammt, als ein Buch, darinne falsche, verwegene, ärgerliche und solche Sätze enthalten wären, die der Ketzerey günstig und ähnlich wären. Clemens der XIII selbst hat seine Blitze in einem andern Breve darauf geschleudert. Ihro Heiligkeit sagt, der **Verfasser habe das Maas des Aergernisses voll gemacht.** a)

Der Pater Berrüyer unterschrieb selbst seine Verdammung. Er bezeugte namentlich, in einem Schreiben, welches er an diesen Prälaten den 21 December 1753 ergehen ließ, und welches bekannt gemacht wurde, daß er sich dem Befehle des Erzbischofs in Paris unterwürfe.

Ungeachtet dieser allgemeinen Verfolgung des Harduinismus, hat man doch nach der Zeit die Paulinischen Briefe unter dem Titel des dritten Theils der Geschichte des Volkes Gottes heraus gegeben; allein dieser dritte Theil ist nicht besser als die beyden andern aufgenommen worden.

Ueber das System
des Weltgebäudes.

Ich rede hier von dem System des Copernicus, welches der berühmte Galiläi annahm, und sich dadurch so viel Feinde machte; Dank sey es dem Jesuiten, dem P. Scheiner!

a) Scandali mensuram implevit.

Galiläi war zu Florenz, in dem Vaterlande der Medicis, der Künste und Wissenschaften geboren. Man hielt ihn für einen natürlichen Sohn des Vincent Galiläi, eines florentinischen Edelmanns; seine Verdienste waren um so viel größer, ie verdächtiger seine Geburth war. Der Großherzog von Toscana ernannte ihn zu seinem ersten Mathematicus. Die Academie degli Lincei rechnete es sich zu einer besondern Ehre ihn unter ihre Mitglieder zu zählen. Die Städte Padua, Pisa, Venedig waren es, wo er sich vorzüglich berühmt machte. Er las daselbst die Philosophie, die Mathematic und die Astronomie mit großem Beyfall. Diese tiefsinnigen Wissenschaften hielten ihn nicht ab, sich mit der Poesie, und am meisten mit der scherzhaften zu beschäftigen. Seine Entdeckungen in der Astronomie und in der Mechanic, machten ihn in ganz Italien bekannt; man hielt ihn überall für ein seltenes, kühnes und schöpferisches Genie. Alle berühmten Mathematiker von Europa bezeugten ihre Achtung gegen ihn.

Ein einziger war darunter, der nicht viel aus ihm machen wollte, und der den Götzen zu zerschlagen gedachte, dem so viel vernünftige Leute Weyhrauch streueten. Dieser Feind der Vernunft, und aller Lobsprüche, die man ihm nicht gab, war ein deutscher Jesuit, Namens Scheiner. Er hätte gern selbst die Rolle in der Welt gespielt, die Galiläi wirklich spielte.

Schei-

Scheiner rühmte sich, daß er der erste sey, der die Flecken der Sonne entdeckt habe; er wollte sie zuerst im Monat May des 1611 Jahres zu Ingolstadt wahrgenommen haben. Es scheint auch, als ob er sich nicht zu viel zugeeignet habe, wenn man die Sache ohne Vorurtheil überlegt. Galiläi, dieser sonderbare Kopf, er mochte nun diese Entdeckung entweder wirklich selbst gemacht haben, oder sich dieselbe nur zueignen wollen, da sie einem andern gehörte, und er mit den seinigen noch nicht zufrieden war, Galiläi machte öffentlich bekannt, daß es ihm aufbehalten gewesen sey, die Flecken der Sonne zuerst zu entdecken. Venedig und Padua, sagte er, sind die Oerter, wo ich die wichtigen Wahrnehmungen angestellt habe. Er berief sich dabey auf verschiedene Personen, mit denen er davon gesprochen haben wollte, die er aber nicht nannte.

Galiläi gab das Jahr 1610 zur Epoche seiner Entdeckung an, so wie sein Gegner das Jahr 1611. Ob sie nun gleich alle beyde diese Entdeckung konnten gemacht haben, ohne daß einer von dem andern darauf gebracht ward, so mußte sich Scheiner doch für einen Betrüger halten lassen; er machte daher allenthalben viel Geschrey, daß man ihm sehr Unrecht thäte.

Der Streit zwischen den beyden Astronomen ward nach und nach immer hitziger; es war aber die Zeit noch nicht gekommen den Galiläi zu stürzen, und ihn seine billige oder unbillige Verwegenheit entgelten zu lassen. Er erfuhr nicht eher,

mit was für Feinden er es zu thun habe, als bis er das System des Copernicus annahm.

Von allen Systemen, die erdacht worden sind, ist dieses das vernünftigste und gemeinste. Wer es sich ietzt wollte einfallen lassen, es mit dem Ptolomäus oder dem Tycho Brahe zu halten, der würde von Anfängern in der Naturlehre ausgelacht werden. Copernicus setzt die Sonne in den Mittelpunct der Welt unbeweglich; die Erde hingegen läuft alle Jahre einmal um dieselbe herum. Dieses System hat den Vorzug, daß sich alle Phänomena und Bewegungen des Himmels sehr leicht daraus erklären lassen.

Es waren zwar vor dem Copernicus schon einige Philosophen darauf gefallen, daß die Sonne unbeweglich stehe, und die Erde um dieselbe herum laufe; aber dem ohngeachtet hat Copernicus die Ehre der Erfindung dieses Systems behalten, weil niemand vor ihm dasselbe so richtig, umständlich und vollkommen vorgetragen hat.

Galiläi hatte sich kaum ein wenig mit diesem System bekannt gemacht, als ihm dasselbe durchaus gefiel, und er es überall einzuführen beschloß. In dieser Absicht gab er geschwind ein Werk heraus, das in vier Unterredungen eingetheilt ist, und die Absicht hat, die philosophischen und natürlichen Gründe so wohl für die eine als die andere Meynung vorzutragen; er giebt aber darinne wirklich dem System des Copernicus vor allen andern den Vorzug, und kommt bey Gelegenheit auf den Jesuiten Scheiner, von welchem er sehr

ver-

verächtlich spricht, und ihn für einen Träumer ausgiebt, der Entdeckungen und Erfahrungen erdichtet, um sie nach seinen Begriffen zu bequemen.

Scheiner ward darüber sehr aufgebracht, und schwor seinem Feinde den Untergang. Die Rache war leicht; der Jesuit hatte sie selbst in den Händen. Er durfte nur die vier Unterredungen des Galiläi vor das Inquisitionsgericht bringen, und sie für eine Vertheydigung einer Meynung, die der heil. Schrift zuwider wäre, ausgeben. So rächte sich ehemals Aristarchus an dem Cleanthes von Samos, und gab ihn für einen Atheisten aus.

Die Richter der Inquisition, die öfters in Dingen, die vor ihr Gericht gehörten, sich nicht zu helfen wußten, sollten hier in einer Sache entscheiden, die ihnen gar nichts angieng. „Der Eifer „für die Religion, sagt ein gewisser Schriftsteller, „konnte hier ihr Bewegungsgrund nicht seyn. „Hätten sie wenigstens dabey nicht einsehen sollen, „wie unvernünftig es sey, die Irrthümer eines „Mannes mit der schrecklichen Strafe des Feuers „zu belegen, und dagegen die Altäre zu einer un„verletzlichen Freystadt für die Mörder zu ma„chen? Hätten sie es nicht für unerlaubt halten „sollen, grausame Väter zur Verstümmelung ih„rer Kinder zu ermuntern, um sie in den Tem„peln, in den Concerten und auf den Schauplätzen, „zum Vergnügen verzärtelter Ohren, aufzustel„len?„ Sie erklärten sich nur wider den Galiläi

und sein neues System, um sich wegen der Beleidigung zu rächen, die ihnen ein großer Geist wider seinen Willen anthat, der ihr Ansehen bey dem Volke um ein merkliches verringern konnte, da er die Einsichten der Menschen vermehrte, und mehr Gelehrsamkeit zeigte, als die Geistlichen besaßen. Ein gelehrter Prälat sagt, die heilige Schrift sey gegeben, um uns zu rechtschaffenen und frommen Leuten, nicht aber zu Philosophen, Astronomen und Naturkündigern zu machen.

Man glaubte also, daß der Anhänger des Copernicus wider die Unfehlbarkeit der heiligen Bücher sündigte. Es kam hauptsächlich auf die Worte an: Sonne stehe still! die Andächtler erschracken und glaubten, daß die ganze Religion über den Haufen geworfen würde; die Inquisition gab sich alle Mühe denen gefährlichen Folgen dieser neuen Lehre zuvor zu kommen. Sie stellte Berathschlagungen über Berathschlagungen an. Endlich ward im Jahr 1611 der Schluß gefaßt, daß man den Galiläi zum Widerruf seiner Meynung anhalten müsse, damit er die Erde in ihrer alten Ruhe lassen, und der Sonne ihre jährliche Bewegung wiedergeben möchte.

Dem Cardinal Bellarmin ward in einer Versammlung, die in Gegenwart des Pabsts gehalten ward, aufgetragen, diese Sache über sich zu nehmen, und die Ausführung des gegebenen Befehls zu beschleunigen. Dieser Cardinal, ein sonst gar gelehrter Mann, aber ein schlechter Astronome, stellte dem Galiläi vor, daß die Inquisition den

Bann-

Bannstrahl wider ihn schon in der Hand habe, wenn er nicht seine Meynung widerrufte und Reue darüber bezeugte. Der arme Astronome besann sich eine Weile; da aber der Cardinal nicht nachließ, so ergab er sich endlich, versprach alles, was man nur verlangte; er hielt aber sein Wort nicht.

Er glaubte auch, daß er gar nicht dazu verbunden sey, da die Inquisition zwey Decrete, eins im Jahr 1616, und das andere 1620, heraus gegeben hatte, die einander widersprachen. In dem erstern ward die Meynung des Copernicus, als der heiligen Schrift widersprechend, verworfen; und im andern wollte man dieselbe zwar nicht als eine bewiesene Wahrheit, sondern als eine simple Hypothese wohl erlauben. Galiläi hielt sich unter diesen beyden Aussprüchen an denjenigen, der ihm am besten gefiel. Er schlug alle Weltsysteme in Stücken, und vertheidigte dasjenige, welches er angenommen hatte, eifriger als iemals.

Nichts war ihm angenehmer, als die Freyheit zu denken, die er nun wieder erhalten zu haben glaubte; aber alle seine Reden, alle Schriften die er heraus gab, kamen vor die Inquisition, die beständig auf ihn Achtung gab, und gar wohl sahe, daß er sie nur zu hintergehen suche.

Galiläi that wirklich in verschiedenen Stellen seiner Werke, als ob er von der Meynung seiner Richter überzeugt wäre; eigentlich aber war alles zur Vertheidigung seiner Person und seiner Meynung eingerichtet. Sein Urtheil ward ihm nun

end.

endlich gesprochen. Die Inquisition verdammte ihn, da er beynahe schon sechzig Jahre alt war, zu einer sechsjährigen Gefangenschaft, in welcher er **als ein abgefallener und strafbarer Lehrer eines abgeschmackten philosophischen Systems, oder wenigstens als ein Irrgläubiger, die sieben Bußpsalmen alle Wochen einmal beten sollte.**

Er erhielt seine Freyheit nicht anders wieder, als da er die Schwachheit begieng und seine Meynung abschwor. Er beschwor es über dem heil. Evangelio, daß er die Bewegung der Erde ferner nicht glauben wolle; und die Inquisitoren waren es selbst, die ihn diesen Eid ablegen ließen.

Man sagt, daß er in dem Augenblicke, da er seine Freyheit wieder erhielt, seiner Schwachheit sich geschämt, die Augen niedergeschlagen, mit dem Fuße gestampft und gesagt habe: **Sie bewegt sich doch.** a)

Wenn der P. Scheiner das Vergnügen hatte, sich gerächt zu sehen, so mußte er dagegen auch mit Verdruß wahrnehmen, daß sich alle wahre Philosophen wider die Inquisition erklärten. Sie nahmen fast alle die Meynung an, daß sich die Erde bewege. Gassendi war einer von denen, der die Vertheidigung des Galiläi am eifrigsten über sich nahm. In einem Schreiben, das er über die Fortpflanzung der Bewegung heraus gab, behauptete er den Umlauf der Erde durch eine

Menge

a) E pur si muove.

Menge Erfahrungen. Es ließ sich kein Anticopernicaner mehr blicken, außer dem P. Cazre, einem Jesuiten, und dem königl. Professor der Mathematic, Morin, dem die Sterndeuterey den Kopf schon halb verrückt hatte. Morin gab eine Schrift heraus, unter dem Titel: **Die umgestürzten Altäre der Erde**, in welcher er ganze Ströme von Schimpfreden wider den Gassendi ausstieß, da er keine Gründe wider ihn vorzubringen wußte.

Das ganze gelehrte Europa richtete seine Augen auf den Cartesius, um zu sehen, zu welcher Parthey er sich schlagen würde. Dieser wahre Schöpfer der neuern Philosophie legte damals die letzte Hand an sein Weltgebäude, und sein ganzes System war nach dem Umlauf der Erde eingerichtet. Er überlegte zwar, ob er nicht lieber alle seine Papiere verbrennen sollte, um nicht gleiches Schicksal mit dem Galiläi zu haben; er verbrannte aber nur wenige davon, und glaubte sich endlich gesichert genung, da er die schöne Definition von der Bewegung gab: **Man kann eine Sache im vollkommensten Stande der Ruhe glauben, ob sie gleich wirklich in der heftigsten Bewegung ist.** a)

Die Zeit hat endlich das System des Copernicus noch mehr bestätigt, und die Ehre des Märtyrers dieses Systems mehr außer Streit gesetzt.

Die

a) Und das hält der Verfasser für eine Definition? Höchstens ist sie nur eine à la françoise.

die Erde, a) die ihren Lauf ungehindert fortsetzt, nimmt den Galiläi und seine Richter immer mit sich fort. Selbst in Italien denkt man nicht ohne Schauer an das Verfahren der Inquisition. Der Abt Benedetto Menzini redet, in einem gewissen italienischen Gedichte, das zu Florenz gedruckt ist, und öffentlich verkauft wird, die Richter, die den Philosophen verdammten, folgender gestalt an: „Wie blind waret ihr, als ihr auf eine „unverantwortliche Weise diesen großen Mann „in eure Gefängnisse schlepptet! Ist dieß der Geist „des Friedens, den euch der heil. Apostel empfiehlt, „der im Exilio zu Pathmos starb? Nein! ihr „seyd stets gegen seine Vermahnungen taub ge„wesen. Wir wollen alle verfolgen, die klüger „sind als wir; das ist euer Grundsatz. Ihr Auf„geblasenen unter einer äußerlich demüthigen Ge„stalt die ihr aus einem so gelinden Tone sprecht, „und eure Hände mit Blute beflecket, welcher „böse Geist hat euch unter uns gebracht?„

Dieses System indessen, das anfänglich allgemein beliebt war, fängt an seinen Einsturz zu drohen. Bald verändert man daran, und bald will man es weiter ausdehnen. Einige, die man halbe Copernicaner nennt, nehmen nur die tägliche Bewegung der Erde um ihre Axe an, und überheben sie der Mühe eines jährlichen Umlaufs um die Sonne. Andere verlangen anstatt eines

auf

a) La terre cependant, à sa marche fidelle,
Emporte Galilée & son juge avec elle.

auf Wahrscheinlichkeiten und Vermuthungen erbauten Systems einen bestimmten und richtigen Plan des Weltgebäudes, eine Topographie der himmlischen Körper, ein ausführliches und durch Erfahrungen bestätigtes System, welches die Stellung der Gestirne eben so methodisch darstellt, als eine geographische Karte die Eintheilung und Grenzen eines Landes zeigt.

Ueber den Ursprung der Ideen.

Man stellt sich den berühmten Arnold insgemein nur als einen fürchterlichen Fechter in dem Streite von der Gnadenwahl vor; aber er war nicht blos ein Theologe. Seine Gelehrsamkeit war erstaunend weitläuftig. Es ist fast keine Gattung derselben, in welcher er sich nicht durch Schriften gezeigt, oder hätte zeigen können. Er sprach so gut Latein, als irgend einer von den Neuern. Seine Briefe sind Beweise von seinem vortrefflichen Genie. Man kann ihn einem Cartesius, Locke, Clarke, Cudworth und Mallebranche an die Seite setzen, wenn er mit der Feder in der Hand eine metaphysische Materie untersucht. Er glaubte daher nicht sich zu beschimpfen, wenn er sich mit dem letztern in einen Streit einließe.

Mallebranche ist einer von den tiefsinnigsten Köpfen, die wir gehabt haben. Er las sehr wenig,

wenig, und brachte sein Leben in beständigem Nachsinnen zu, weßwegen er auch die Vorhänge an den Fenstern seiner Studierstube nie aufzog. Er hat alles von sich selbst, was er geschrieben hat. Anfänglich legte er sich auf die Kirchengeschichte und auf die gelehrten Sprachen; da er sie aber endlich überdrüßig ward, so überließ er sich ganz den philosophischen Betrachtungen. Da er von dem **Tractate über den Menschen**, vom Cartesius, gehört hatte, ward er sehr begierig ihn zu lesen, und dieses Werk öfnete ihm die Augen. Damals lernte er erst sein Talent, und die Materie, von welcher er schreiben sollte, kennen. Er hatte alles Feuer zu einem Poeten, und weit mehr Ueberlegung, als nöthig ist, wenn man nichts abgeschmacktes sagen will. a)

Dieser Mann von so großem Genie, war im Umgange bescheiden, aufrichtig, munter und gefällig. Er beobachtete selbst die geringsten Pflichten seines Standes aufs sorgfältigste. Ob seine Gesundheit gleich nicht die beste war, so erreichte er dennoch ein hohes Alter. Sein Cörper war so ausgetrocknet, daß er fast durchsichtig geworden war. Ich würde diese kleinen Nebenumstände über-

a) Man kann ihm daher ohnmöglich folgende beyde Verse im Ernst zuschreiben:

Il fait, en ce beau jour, le plus beau tems du monde,
Pour aller à cheval sur la terre & sur l'onde.

übergangen haben, wenn an einem großen Manne nicht alles merkwürdig wäre. Diesen Mann nun foderte Arnold zum Kampfe auf, und gewiß in einer ganz andern Absicht, als von ihm zu lernen. Der Vorwand zum Streite war die Meynung, die in dem Buche, Recherche de la vérité vorgetragen wird, daß man alles in Gott siehet.

Es giebt wenig Bücher, wo sich der menschliche Verstand so groß zeigt, als in diesem gründlichen und scharfsinnigen Werke. Mit welcher tiefen Einsicht, mit welcher seltenen Methode, mit welcher deutlichen und gedrungenen Schreibart, mit welcher starken und glänzenden Einbildungskraft entdeckt der Verfasser darinne die Irrthümer der Sinne, und eben dieser Einbildungskraft!

Er hat nicht allein in seiner Recherche de la vérité den Satz behauptet, daß alle unsere Begriffe aus dem Schooße der Gottheit selbst herkommen, sondern er hatte diese Meynung schon in dem **Tractate über die Natur und Gnade** vorgetragen. Er hatte Gott mit einem Spiegel verglichen, welcher alle Gegenstände darstellt, und in welchen wir beständig schauen.

Das System der angebohrnen Ideen, welches die Herren des Portroyal behaupteten, die alle Cartesianer waren, ist von diesem weit unterschieden. Sie sagen damit zwar nicht, daß alle Ideen vor uns erschaffen sind; sie räumen ein, daß die Seele, vermöge der Eindrücke, welche cörperliche Gegenstände auf unsere Sinne machen,

dergleichen annimmt: sie wollen nur nicht zugeben, daß wir sie alle auf diese Art empfangen. Der Begriff von einem Gotte, von einem höchst vollkommenen Wesen scheint ihnen ein solcher angebohrner Begriff zu seyn. Diese Meynung hat auch nichts abgeschmacktes. Es ist gewiß, daß unsere Seele Begriffe haben kann, welche gar nicht von den Sinnen abhängen, und daß sie dergleichen einst im ewigen Leben haben wird. Wenn uns auch Cartesius bisweilen irre führt, so zweifele ich doch, daß er es hier thue, und daß uns Locke, dessen Meynungen heut zu Tage allein Mode sind, und welcher so gewiß der Schöpfer der Metaphysic ist, wie Newton der Physic, ich zweifele, sage ich, daß uns Locke mehr Licht über den Ursprung unserer Begriffe, und die Ursache, von welcher sie erzeugt werden, gegeben habe. Wir sind in diesem Stück noch nicht weiter gekommen, als wir zu den Zeiten des Cartesius waren.

Arnold ließ diesem Metaphysiker Gerechtigkeit wiederfahren, und verlangte, daß alle Welt sie ihm wiederfahren lassen sollte. Er hielt die Meynung von den angebohrnen Begriffen für sehr gründlich. Die Meynung aber, daß man nichts, außer in Gott sehe, schien ihm lächerlich und so gar unanständig. Er widerlegte sie in einem Buche unter dem Titel: **Von den wahren und falschen Ideen.**

Mallebranche zeigte in der Antwort auf alle Einwürfe einen Verstand, der sich in alles zu finden weiß. Arnold fuhr fort und schrieb zum

zweyten.

zweytenmal wider den Mallebranche. Dieser antwortete wieder, und stellte seine Hypothese von der scheinbarsten, die cartesianische aber von der lächerlichsten Seite vor. Es kam in ihrem Streite hauptsächlich auf die Frage an, ob unsere Begriffe, als Modificationen der Seele, das Gegenbild der Gegenstände sind. Sie stritten lange darüber, und zeigten sich nie größer als damals. Man kann leicht einsehen, sagt Fontenelle, welche Stärke und Feinheit des Geistes diese Frage erfoderte, da sich in Europa kaum zween fanden, die sich darauf einließen.

Der Herzog von Rochefoucault wirft in seinen **moralischen Gedanken** dem würdigen Gegner des Mallebranche vor, daß er ihn nicht verstanden habe. Dieser Vorwurf ist nicht ganz ohne Grund; und ein anderer, den man ihm mit noch weit mehrerm Rechte machen konnte, ist der, daß er in diesem Streite nicht eben so viel Bescheidenheit, Artigkeit und Aufrichtigkeit gezeigt habe, als Mallebranche.

Der beständige Einwurf den Arnold machte, war der, daß man, wenn man alles in Gott sähe, auch Kröten und Läuse, und überhaupt alles ekelhafte, was sich in der Natur fände, in ihm sehen müsse; ein schlechter Einwurf, dessen Schwäche er selbst gar wohl einsahe, und den er nur vorbrachte, um seinen Gegner lächerlich zu machen.

Es gelang ihm aber damit eben so wenig, als den Herren des Portroyal zu der Zeit, da ein junger Mensch zu Chartres, welcher taub und stumm

gebohren war, in dem Vorhofe einer Kirche, beym Geläute der Glocken an einem großen Festtage, auf einmal sein Gehör wieder bekam. Unsere großen Vertheidiger der angebohrnen Begriffe begaben sich so gleich auf die erhaltene Nachricht von dieser Begebenheit, nach Chartres, um den jungen Menschen auszufragen, und einige ihrer Meynung günstige Umstände von ihm zu erfahren; die Antworten desselben waren aber gar nicht so, wie sie diese Herren haben wollten. Sie erstaunten, da sie von ihm hörten, daß er in seinem vorigen Zustande nicht den geringsten Begriff von der Gottheit, von unsern Geheimnissen und von der Religion gehabt habe; daß die Antworten, die er durch Zeichen auf die vornehmsten Fragen des Catechismus gegeben habe, eine bloße Angewohnheit und eine maschinenmäßige Bewegung gewesen wären; daß er nur in die Messe gienge, weil man ihn dahin führete; daß er auf die Knie fiele, weil er andere auf den Knien liegen sähe. Was sollen nun, bey einem so deutlichen Zeugnisse, alle andern Beyspiele von taub und stumm gebohrnen der Meynung von den angebohrnen Begriffen für ein Gewicht geben? a)

Heut

a) Selbst der bekannte Stumme von Amiens ist hier nicht auszunehmen. Er war der Sohn eines dasigen Schatzmeisters. Sein Vater übergab ihn den Händen eines Mannes, der es so weit mit ihm brachte, daß er in lateinischer und französischer Sprache schreiben lernte. Als der Vater tod war,

Heut zu Tage behauptet man durchgängig, daß unsere Begriffe von den Sinnen herkommen. Aber sind sie die Ursache, oder nur die Gelegenheit darzu? Ohne Zweifel nur die Gelegenheit. Man hat so wohl die Grundsätze des Cartesius, als des Mallebranche verlassen. Der Verfasser der **Sentimens über die Critic der Gedanken des Pascals**, und dreyer Briefe **über die Natur unserer Seele**, hat sich vergebens bemüht, den Streit über die angebohrnen Begriffe aufs neue rege zu machen. Vergebens hat er, als ein neuer Arnold den Cartesius vertheidigen, und die

war, wollten ihm seine Anverwandten die Erbschaft nicht in die Hände kommen lassen. Er führte schriftlich seine Vertheidigung selbst, und ward für fähig erklärt sein Vermögen selbst zu verwalten.

Zu Paris hat eine Stumme den Grafen von Saint-Florentin becomplimentirt. Der Spanier, der sie unterrichtet hatte, kann es mit den Stummen so weit bringen, daß sie ihre Gedanken über die Geschichte, über die Geographie u. s. w. vortragen können. Man erstaunt über den besondern Gebrauch, den dieser Lehrmeister von den Fingern zu machen weiß.

Es ist nicht zu widersprechen, daß man eine Grammatic erdenken könne, die aus bloßen Zeichen besteht. Es ist nicht mehr Verhältniß zwischen einem Klange und einer Idee, als zwischen einer Idee und einem Zeichen. Man dürfte nur so viel Zeichen erfinden, als zu einer vollständigen Sprache gehören, und sich im gemeinen Leben darüber vergleichen.

Ehre der alten Metaphysic wieder herstellen wollen; es hat niemand auf ihn gehört. Man hat sich an des Abts Condillac **Tractat von den Empfindungen** gehalten.

Seine Art zu verfahren ist sinnreich und neu. Er belebt Stufenweise eine Statüe, die unsere Sinnen nur einen nach den andern erhält. Er stellt uns alles vor, was in ihr vorgehen müsse, um uns dadurch begreiflich zu machen, was wirklich in uns vorgeht. Er legt uns die wahre Geschichte unserer Seele vor, zeigt uns, wie fälschlich wir uns einbilden, daß sie mit dem Saamen aller Begriffe gebohren werde, und bestätigt die Meynung des Locke, der nur den Ursprung aller unserer Kenntnisse den Sinnen zuschreibt.

Ueber die Differentialrechnung.

Alles ist in diesem Streite merkwürdig. Die beyden Schriftsteller, die ihn geführt haben, sind die beyden größten Philosophen ihrer Zeit, Newton und Leibnitz. Die ganze deutsche und englische Nation, von denen eine iede sich bemühete dem Genie ihres Landes die Ehre zu verschaffen, die dasselbe verdiente, waren die Hülfstruppen. Alle Gelehrte von Europa waren Zuschauer bey diesem Streite. Die berühmte Prinzessinn de Wallis, die hernach Königinn von Engeland ward, war die Person, die man zum Schieds-

richter erwählte. Diese Entdeckung ist eine von den erstaunenswürdigsten, deren sich die Geometrie zu rühmen hat. Sie ist der Faden, der uns in dem Labyrinthe, und in dem Abgrunde des Unendlichen leitet. Durch sie unterwirft man das Unendliche der algebraischen Berechnung. Man mißt und berechnet sehr genau dasjenige, dessen Existenz man nicht einmal begreifen kann.

Willhelm Gottfried Leibnitz ward zu Leipzig den 23 Junius 1646 gebohren. Er war einer von denen sonderbaren Menschen, die keine Art von Wissenschaft hinter sich lassen, und die entferntesten Grenzen des menschlichen Verstandes überschreiten. Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Rechtsgelehrter, Theologe, Philosoph, Mathematicus, kurz, ein Mann in allen Wissenschaften groß. Er sahe alles ein, und war öfters ein Zweifler.

Er arbeitete lange Zeit an den Journalen, die in Frankreich, Engeland, Holland, Leipzig, Hanover, und andern Orten Deutschlands heraus kamen. Es befinden sich in diesen Werken vollständige Auszüge, oder auch nur Nachrichten und Anmerkungen, die er an ihre Verfasser einschickte.

Die Regeln der Differentialrechnung, die im Jahr 1684 in die Acta eruditorum zu Leipzig eingerückt wurden, gaben zu seinem Streite mit Newton, oder vielmehr den Anhängern des Newtons, Gelegenheit. Denn Newton selbst war zu bescheiden. Er fürchtete nichts mehr, als die

Uneinigkeiten und Streitigkeiten der Schriftsteller. Um sich keinen Verdruß zu machen, hielt er oft den Druck seiner besten Werke zurück: „Ich „würde mir einen Vorwurf machen, pflegte er „bisweilen zu sagen, wenn ich aus Unvorsichtig„keit eine Sache verliehren sollte, die so wirklich „ist, als die Ruhe.„ Er nannte die Ruhe eine ganz wesentliche Sache, a) und störte die seinige nicht, indem er weder selbst, noch durch andere, zu seiner Vertheidigung schrieb. Seine Bewunderer erhoben ihn eigenmächtig auf Unkosten des Leibnitz.

Sie warfen diesem vor, daß er dem Newton die Erfindung der Differentialrechnung abgeborgt habe. Dieser Vorwurf war nicht leicht zu beweisen. Newton hatte erst im Jahr 1687 seine **mathematischen Anfangsgründe der natürlichen Philosophie** heraus gegeben; ein Werk, das von dem erfinderischen Genie des Verfassers zeigt, und auf den Calculus gegründet ist, wie ihn Leibnitz angegeben hatte, dessen Demonstrationen er aber geschickt zu verbergen wußte.

Es ließ sich niemand einfallen, den Newton einen Plagiarius zu schelten; eben so wenig als zu behaupten, Leibnitz sey durch Briefe oder auf andere Weise hinter diese Entdeckung gekommen, und habe sich dieselbe zugeeignet. Es glauben vielmehr einige, daß diese beyden großen Männer, da sie beyde ein sehr großes Genie und große

Ein-

a) Rem prorsus substantialem.

Einsichten hatten, ein ieder vor sich darauf gefallen und die Entdeckung gemacht haben. Diese Meynung bestätigt sich um so viel mehr, wenn man sieht, daß sie nur in der Hauptsache mit einander überein kommen. Was der eine Fluxionen nennt, das nennt der andere Differenzen. Das unendlich kleine war beym Leibnitz bequemer und faßlicher angezeigt, als beym Newton.

Wenn man untersuchen wollte, welcher von beyden der Erfinder sey, so müßte man alles National- und Freundschaftsinteresse fahren lassen, wozu sich aber diejenigen noch nicht haben entschließen können, welche Richter in dieser Sache seyn wollten. Die Engeländer hielten sich für beleidigt, daß man den Newton und Leibnitz neben einander stellen wollte. Man weiß, daß sie aus ihrem Landsmanne den Hercules der Fabel machen, dem die Unwissenden alle Thaten anderer Helden zuschrieben.

Leibnitz hingegen sollte zufrieden seyn, wenn man ihm unter den Mathematikern den zweyten Platz anwiese; sein Plagium sollte, nach ihrer Meynung, allzu offenbar seyn. Er aber wollte beweisen, daß er weit größere Anfoderungen mit Recht machen könne. Er vertheidigte sich sehr hitzig in den Leipziger Journalen. Verschiedene Schriftsteller standen ihm mit ihren Federn, mit ihren Freunden, mit ihren Beschützern bey. Er hatte in kurzer Zeit eine Parthey auf seiner Seite, mit welcher er der Parthey des englischen Philosophen die Spitze bieten konnte. Leibnitz aber,

der allen Feindseligkeiten ein Ende machen wollte, nahm zur königlichen Gesellschaft zu London seine Zuflucht.

Er beklagte sich gegen sie, daß eins ihrer Mitglieder, Namens Keil, ihm vorwürfe, daß er die vom Newton erfundene Berechnung der Fluxionen unter einem andern Namen und andern Caracteren bekannt gemacht habe. Niemand, sagte er, weiß besser, als Newton selbst, daß ich ihm nichts abgeborgt habe. Er verlangte daher als eine Ehrenerklärung vom Keil, daß er seine Schmähschriften öffentlich widerrufen solle.

Die königliche Gesellschaft ernannte Commissarien, welche diese Schriften untersuchen sollten. Diese rafften alles zusammen, was sie von alten Briefen gelehrter Mathematiker auftreiben konnten, und was sich auf diese Sache bezog. Die Untersuchung fiel für den deutschen Philosophen nicht allzu günstig aus. Die englischen Commissarien gaben ihrem Mitbürger alle Ehre der Entdeckung, und um ihr Urtheil zu rechtfertigen, ließen sie dasselbe mit allen Beweißthümern drucken, womit sie dasselbe belegten. a)

Diese Sammlung ward in ganz Europa herum zerstreut. Als Leibnitz erfuhr, daß er seinen Proceß verlohren habe, kränkte er sich darüber fast zu Tode. Er befand sich damals eben auf Reisen.

Das

a) Der Titel war: Commercium epistolicum de analysi promota.

Das Urtheil der königlichen Gesellschaft brachte nicht allein den Leibnitz, sondern auch die ganze deutsche Nation wider sie auf. Sie glaubte ihre Ehre beleidigt, da man das beste Genie unter derselben angriff. Sie appellirte geschwind wegen dieses ungerechten Ausspruchs, an alle andern Tribunale in Europa. Diese Nation, die auf ihre Vorzüge so stolz ist, schien nichts mit mehrerm Eifer zu suchen, als sich in dem langen Besitz des philosophischen Scepters zu erhalten, in welchem sie zu seyn glaubt. Sie verachtet heut zu Tage die kleine Anzahl ihrer angenehmen Schriftsteller, ob sie gleich ehemals die Frage des Bouhours mit Recht sehr übel nahm: „Kann ein Deutscher „wohl ein schöner Geist seyn?„ Sie verlangt dagegen vor andern Nationen den Vorzug in der gründlichen Gelehrsamkeit, in der Rechtsgelahrheit und in der Philosophie.

Sie behauptete mit Nachdruck, daß der Erfinder der Monaden und der prästabilirten Harmonie, es auch von der Differentialrechnung sey. Leibnitz, sagte sie, ist so großmüthig gewesen, daß er es auf das Urtheil seiner Feinde hat ankommen lassen, und diese sind sehr ungerecht gegen ihn verfahren. Wie kann man einem so schöpferischen Geiste ein Plagium Schuld geben? einem Manne, der diese Niederträchtigkeit an andern so sehr verabscheuete, und stets verlangte, daß man einem jeden die Ehre seiner Erfindungen lassen sollte; ja der bisweilen die seinigen Preiß gab, aus keinem andern Grunde, als weil er gern in dem Garten

eines

eines andern die Pflanzen wachsen sahe, wozu er den Saamen hergegeben hatte.

Während daß die Freunde und Landesleute des Leibnitz sich bestrebten ihn, und sich selbst, gegen ein Urtheil zu vertheidigen, das sie für ungerecht hielten, vergaß er sich selbst auch nicht. Er kam auf den Einfall, die besten Köpfe der Engeländer zu untersuchen, und zu zeigen, auf welche Irrwege sie gerathen wären. Er zeigte ihnen verschiedene Irrthümer, welche die ganze Nation für Wahrheiten angenommen hatte. Die Anmerkungen, die er dabey machte, waren für die Engeländer sehr demüthigend. Er hatte so gar die Dreustigkeit sie der Prinzessinn von Wallis a) zuzuschicken.

Leibnitz berichtete dieser erlauchten Prinzessinn, „daß so gar die natürliche Religion sich mit „dem wahren Geschmack der Wissenschaften zu „London zu verliehren schiene; daß verschiedene „da-

a) Sie war die Beschützerinn aller Gelehrten. Der P. Courayer hatte an ihr eine Stütze, so wie auch die beyden Töchter des Milton von ihr aus dem Elende gezogen wurden. Sie wagte es, ihren Kindern die Blattern inoculiren zu lassen, nachdem man, auf ihren Befehl, an vier Missethätern einen glücklichen Versuch damit gemacht hatte. Diesen herzhaften Entschluß hat nach ihr der erste Prinz vom Geblüt in Frankreich zum Glück der Seinigen gehabt; und doch will das gemeine Volk, das sonst seine Prinzen abgöttisch verehrt, und sich durch Beyspiele zu allem leiten läßt, noch nicht die Nothwendigkeit davon einsehen.

„daselbst die Seele materiell, und andere selbst „Gott zu einem cörperlichen Wesen machten; „daß Locke und seine Anhänger wenigstens zugä„ben, daß die Seelen materiell, und also dem We„sen nach vergänglich seyn könnten; daß, nach der „Meynung des Newton, der Raum das Werk„zeug wäre, dessen sich Gott bediene, um alles „darinne zu empfinden; sein Sensorium.„

Besonders spottet er über den Newton, der in seiner Optic sagt: „Gott habe die Welt so er„schaffen, daß er sich oft genöthigt sähe, die Hand „nochmals anzulegen, die Maschine aufzuziehen, „und die Räder wieder in Ordnung zu bringen.„ Der Commentarius des Newton über die Offenbarung, gab noch eine gute Gelegenheit zu Spöttereyen; aber davon war hier die Frage gar nicht.

Die Prinzessinn von Wallis zeigte diese critischen Anmerkungen blos dem berühmten Pfarrer zu St. James, dem Samuel Clarke. Dem Newton aber wurden sie gar nicht gewiesen, weil man zweifelte, daß er sich aus seiner philosophischen Ruhe würde stören lassen, und Theil an diesem Streite nehmen.

Clarke, der Freund, Schüler und Ausleger dieses großen Mannes, nahm die Vertheidigung desselben, so wie anderer englischen Genies, die Leibnitz gemißhandelt hatte, über sich. Dieser antwortete, und ward nochmals widerlegt.

Es mengten sich noch andere Schriftsteller von andern Nationen in diesen Streit. So gar

Frauen-

Frauenzimmer ergriffen die Feder, und wollten über die Werke des Newton ein Urtheil fällen; sie tadelten seine Zeitrechnung, sein System des leeren Raums und der anziehenden Kraft. Ganz anders in diesem Stück, als eine gewisse Dame, die sehr für das System der anziehenden Kraft eingenommen war, und welche in einem scherzhaften Briefe alle Schönen auffodert gemeine Sache zu machen und dieses System zu vertheidigen:

a) „Newton, den die Klugen bewundern, „wird vom Neide verfolgt; man greift seine Werke an, die der Unsterblichkeit gewiß sind. Rächet, ihr Schönen, das ihm „wiederfahrne Unrecht: Er hat die Natur, „die Zahlen und die Vernunft auf seiner „Seite. Aber, ohne andere Waffen zu „suchen, darf er nur eure Reize nehmen, um „die anziehende Kraft zu beweisen.„

Ganz

a) Newton, qu' admirent les sages,
Par l' envie est insulté.
On attaque ses ouvrages,
Sûrs de l' immortalité.
Belles, vengez son injure:
Il a pour lui la nature,
Et le calcul & la raison.
Mais, sans chercher d' autres armes,
Il ne lui faut que vos charmes,
Pour prouver l' attraction.

Ganz Europa unterhielt sich lange Zeit mit diesen gelehrten Streitigkeiten.

Die Schriften des Clarke und Leibnitz giengen alle durch die Hände der Prinzessinn von Wallis, als welche sie ihnen zuschickte, und sie in ihren Meynungen mit einander zu vereinigen suchte; sie konnte es aber nicht dahin bringen. Das Feuer der Zwietracht verlosch nicht eher, als mit dem Tode des Leibnitz, welcher ihn den 14 November im Jahr 1716 zu Hannover wegnahm, allwo sich damals der Hof von London aufhielt. Dieser ward zu seinem Leichenbegängnisse gebeten; es erschien aber niemand dabey.

Ganz anders führte man sich gegen den Newton auf, als derselbe im Jahr 1727 im Monat März starb. So bald der Hof seinen Tod erfuhr, ward der Befehl gegeben, daß sein Cörper auf ein Paradebette, wie Personen vom ersten Range, sollte gelegt, und hernach in der Abtey Westmünster begraben werden. Der Großcanzler von Engeland und drey Pairs giengen neben dem Sarge her. Man kann daraus abnehmen, daß die Anzahl vornehmer Personen nicht gering werde gewesen seyn, welche der Leiche folgten. Er ward gleich beym Eingange unter das Chor begraben. Man hat ihm nach der Zeit ein prächtiges Grabmal gesetzt, auf welchem ein schönes Epitaphium zu seinem Ruhme stehet, welches sich mit diesen Worten endigt: a) „Die Sterb-„lichen

a) Sibi gratulentur mortales

Tale

„lichen können sich glücklich schätzen, daß ein sol„cher Mann unter ihnen gelebt, der ihrem Ge„schlecht so viel Ehre gemacht hat.„

Es scheint heut zu Tage, daß man dem Newton die Entdeckung der Differentialrechnung eben so abgestritten habe, wie man die Entdeckung der Circulation des Bluts, des Safts in den Pflanzen, und der kleinen Würmer, aus welchen wir zusammen gesetzt sind, ihren wahren Erfindern abgestritten hat. Man muß aber zugleich mit dem Fontenelle gestehen, daß, wenn auch Leibnitz diese Entdeckung von andern sollte genommen haben, ein solcher Raub dennoch viel Genie voraus setze, und ihn dem Prometheus ähnlich mache, welcher das Feuer vom Himmel stahl, um es den Menschen mitzutheilen.

Ueber die Frage,

Ob die Wissenschaften die Sitten verbessern.

Welchen Krieg hat nicht die Krönung der Schrift des berühmten Bürgers zu Genf, durch die Academie zu Dijon erregt?

Sehet

Tale tantumque extitisse
Humani generis decus.

Sehet ihn nicht an, sagte Plato, als sich Diogenes unter eine Dachrinne gesetzt hatte, und sich da beregnen ließ, um den Atheniensern ein Vergnügen zu machen; sehet ihn nicht an, er würde zu eitel und zu stolz darüber werden; ein vortrefflicher Rath, dessen Anwendung hier sehr leicht ist. Das enthusiastische Publicum wird fast immer von denen bey der Nase herum geführt, die gern von sich reden lassen. Wenn man sich an dem Genfer Diogenes rächen, ihn zum Schweigen bringen, und seine, der Menschheit so schimpflichen Sätze, widerlegen wollte, so sollte man sich weniger mit ihm, mit seiner Einsiedeley, mit seinem Geschmack und Kleidung, mit seiner außerordentlichen Lebensart, und wie er Personen zu empfangen pflegt, die ihn den Glanz der Städte verachten, und stolz seines Ruhms genießen zu sehen zu ihm kommen, beschäfftigen. Das empfindlichste, was man ihm anthun könnte, wäre, wenn man weniger von seinen Werken spräche, von seinem *Drama*, das er selbst componirt hat, von seinem **Briefe über die französische Music**, von seiner **Julie oder neuen Heloise**, von seiner **Abhandlung über die Ungleichheit der Menschen**; ein Werk, in welchem man überhaupt mehr Beredsamkeit als wahre Philosophie, mehr Trugschlüsse als gesunde Vernunft, mehr Farben als Zeichnung, und weniger großes Genie, als Spitzfindigkeit im Kleinen antrifft; ein Werk, welches Schluß auf Schluß die Menschen so weit bringen würde, daß sie einander selbst auffräßen.

Doch hat unter allen Werken dieses berühmten Genfers keins mehr Aergerniß gestiftet, als die berüchtigte Abhandlung, die zu Dijon den Preiß erhielt.

Die Academie daselbst hatte im Jahr 1750 die Frage aufgegeben: **Ob die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften etwas zur Verbesserung der Sitten beygetragen habe?** Es wäre ein Schimpf für diese Academie, und für alle andern gewesen, wenn sie daran iemals gezweifelt hätte. Es glaubten daher alle, die um den Preiß stritten, daß die Frage nicht im Ernst gemeynt sey, und bejaheten dieselbe, den einzigen Rousseau ausgenommen. a) Er ergriff diese Gelegenheit, um sich bekannt zu machen, und schrieb wider die Künste und Wissenschaften eine heftigere und gefährlichere Schmähschrift als Cornelius Agrippa, dieser paradoxe Kopf, und Feind der Wissenschaften, die er unter die menschlichen Plagen zählte, vor ihm geschrieben hatte.

Diese

a) Wenn er die Frage nicht verneint hätte, so würde kein Mensch wider die Academie zu Dijon geschrien haben; wie man denn auch kein Wort sagte, als die Frage aufs Tapet kam, ob sie gleich sehr unüberlegt war. Man wird nun zwar dem Rousseau niemals beypflichten; aber er konnte doch sagen: **Warum fragt man, wenn man die Frage nicht eben so wohl verneinen als bejahen darf?**

Diese Rede oder Abhandlung bestehet aus zween Theilen; im ersten will der Verfasser aus der Erfahrung beweisen, daß die Künste und Wissenschaften der gefährlichste Gift für die Sitten sind; und im zweyten sucht er dieses durch Vernunftschlüsse zu bestätigen. Erfahrung und Gründe sind es also, worauf er seine Meynung baut.

Er geht anfänglich die Geschichte der gesittesten Nationen durch, der Chineser, Egypter, Griechen, Römer, und derer, die nichts weiter kannten als ihre Eroberungen und ihre Freyheit, als der Perser, Scythen, Deutschen, Lacedämonier, und selbst der Römer in den ersten Zeiten der Republic. Er findet die Tugend stets nur bey den Unwissenden, und die Laster im Gefolge der Künste und Wissenschaften. Er vergleicht die einfältigen Sitten unserer Vorfahren mit den unsrigen. Wie stark sind fast alle diese Gemälde!

Man urtheile nach dem, wo Fabricius wieder vom Tode auferweckt vorgestellt wird, wo er Rom in Rom sucht, und voll Erstaunen ausruft: „Götter! wo sind diese Strohdächer hin, und diese „ländlichen Hütten, welche Mäßigkeit und Tugend bewohnten? Welch ein gefährlicher Glanz „ist an die Stelle der römischen Einfalt gekommen? Was ist das für eine fremde Sprache? „Was sind das für weibische Sitten? Was bedeuten diese Bildsäulen, diese Gemälde, diese Gebäude? Ihr Thoren, was habt ihr vorgenommen? Ihr Völkerbezwinger, ihr habt euch zu

„Sclaven der Ueberwundenen gemacht? Rheto„ren beherrschen euch? Habt ihr Griechenland „und Asien nur deßwegen mit eurem Blute be„netzt, damit ihr Baumeister, Maler, Bildhauer „und Comödianten bereichern könnt? Ihr erobert „Carthago, und gebt die Beute einem Flötenspie„ler? Auf, ihr Römer, reißt diese Amphitheater „nieder, zerschlagt diese Marmorsäulen, zerbrecht „diese Gemälde, verjagt diese Sclaven, die euch „unters Joch bringen, und deren schädliche Künste „euch verderben! Laßt andere Hände sich durch „neue Talente hervor thun! Das einzige für Rom „rühmliche Talent ist, wenn man der Tugend dar„inne die Herrschaft verschaft u. s. w.„

Wenn der Verfasser im zweyten Theile auf die Vernunftgründe kommt, so findet er die Wissenschaften schlimmer, als die Büchse der Pandora. Er beschreibt sie als die gewöhnliche und unglückliche Quelle des Müßigganges, der Religionsverachtung, der Schwelgerey, und folglich aller Laster und alles Unglücks.

Er stellt sich die Unschuld der ersten Zeiten als ein schönes Ufer vor, blos von der Hand der Natur geschmückt, gegen welches man ohn Unterlaß seine Augen zurück kehrt, und von welchem man sich nicht ohne Betrübniß entfernt. „Die Un„schuldigen und Tugendhaften, setzt er hinzu, er„freut, daß sie die Götter zu Zeugen ihrer guten „Handlungen haben sollten, wohnten mit ihnen „in einerley Hütten beysammen. Da sie aber „bald anfiengen boshafter zu werden, so wurden

„ihnen auch diese Zuschauer immer mehr und „mehr zur Last, so daß sie dieselben endlich in „prächtige Tempel verwiesen. Auch hieraus ver„trieben sie sie wieder, um sich selbst hinein zu se„tzen; wenigstens war zwischen den Tempeln der „Götter und den Häusern der Bürger kein großer „Unterschied mehr. Das Verderben stieg da„mals auf den höchsten Gipfel, und die Laster wur„den nie weiter getrieben, als da man sie, so zu sa„gen, an den Thüren der Palläste auf Marmor„säulen gestellt, und an corinthischen Capitälern „ausgehauen sahe.„

Aus dieser Abhandlung des Rousseau kann man sehen, wie ein großer Verstand bisweilen gemißbraucht werden könne. Man könnte ihn mit dem griechischen Weltweisen Carneades vergleichen, dessen sophistische Beredsamkeit zu Rom für so gefährlich gehalten ward, daß Cato, der Censor, der Meynung war, man sollte ihn ie eher ie lieber aus der Stadt verweisen, und dadurch der schädlichen Verwirrung, die er zwischen dem Wahren und Falschen verursachen könnte, zuvor zu kommen suchen. Die Academie zu Dijon trug kein Bedenken, dem Rousseau vor allen seinen Mitwerbern den Vorzug zu geben. Sie ließ sich durch die Stärke seiner Beredsamkeit hinreißen, und krönte ihn zu ihrem eigenen Schaden.

Die academischen Kronen werden sonst kaum gegeben, als sie schon wieder vergessen sind; diese aber war von ganz anderer Wirkung. Es folgte

ein allgemeiner Krieg in der gelehrten Welt darauf. Man machte Partheyen auf allen Seiten, aus Furcht, daß man alle bisherigen Begriffe verbannen wollte.

Der Nestor unter den Königen, und der größte unter den Menschen war einer von denen, welcher sich die Vertheidigung der Künste und Wissenschaften am eifrigsten angelegen seyn ließ. Er ließ sich mit dem Feinde derselben wie ein Schriftsteller mit dem andern ein. Dieser große Beschützer der Gelehrten sagt, daß man mit Unrecht die Schuld der falschen Politic, die man in der Welt antrifft, und hinter welche sich das Laster verbirgt, auf sie schiebe. „Man kann fein „seyn, ohne sich zu verstellen, und man kann bey„des zugleich seyn, ohne gelehrt zu seyn, und noch „öfterer kann man gelehrt seyn, ohne deßwegen „sehr fein zu seyn.„ Er sieht nicht, wie die Schriftsteller Ursache an der Schwelgerey seyn können, da die meisten vom Glück sehr schlecht begünstiget sind. Er behauptet den Nutzen der Wissenschaften, besonders in Absicht auf die Religion, um so wohl die Grundsätze derselben in den Schulen gründlich zu lehren, als auch dieselben auf der Canzel anständig vorzutragen. Rousseau, sagt er, verwirft das, was ihm die meiste Ehre macht, und schlägt auf diese Weise seine eigene Mutter.

Die Argumente dieses Prinzen schienen unwidersprechlich, und dennoch wurden sie widerlegt. Welche Ehre für einen Republicaner, sich mit

einem

einem solchen Gegner zu messen! Der Genfer Bürger vertheidigte seine Meynung als einer, der davon überzeugt ist. Die Widersprüche gaben seinem Genie einen neuen Schwung. Ohne wider die Achtung zu verstoßen, die er einem gecrönten Haupte, das sich wider seine Meynung erklärte, schuldig war, antwortete er so gar mit fein untermengten Lobsprüchen, auf alles, was dasselbe ihm einzuwenden für gut befunden hatte. Er unterstützte seinen sonderbaren Satz mit neuen Gründen und neuen Beweisen.

In Ansehung des Widerspruchs zwischen seinen Grundsätzen und seiner Aufführung, ingleichen des Vorwurfs, daß er sich zum Apostel der Unwissenheit aufwerfe, da er doch selbst gelehrt sey, vertheidigt er sich nicht damit, daß man ihn zum Studiren gezwungen habe, sondern er verschwört den Augenblick alle Wissenschaften, und will nicht ferner geschehen lassen, daß sie den Saamen des Verderbens in seine Seele streuen sollen; er sagt sich von einem „betrügerischen Handwerke „los, wo man viel für die Weisheit zu thun glaubt, „und alles nur für die Eitelkeit thut.„

Es gab noch ein Mitglied der königlichen Gesellschaft der schönen Wissenschaften zu Nancy eine lange und scharfsinnige Abhandlung zur Vertheidigung der Wissenschaften heraus. Es ward dem Feinde derselben nicht besser darinne begegnet, als er ihnen selbst begegnet war. Dieser aber, nachdem er die Ehre gehabt hatte, mit dem Könige gestritten zu haben, war zu stolz sich mit

einem andern einzulassen. Nur in einem Schreiben an Herrn Grimm, diesen zweyten Tadler unserer Gebräuche und unsers Geschmacks, antwortete er auf die vornehmsten Puncte, die ihm dieses Academische Mitglied vorgeworfen hatte.

Ich will hier mit zweyerley Schrift die Ausfälle des einen, und die geschickten Gegenwendungen des andern vorstellen: Wer sollte sich nicht beleidigt finden, wenn er den Herrn Rousseau sagen hört, daß wir nur den Schein der Tugenden haben, ohne eine einzige wirklich zu besitzen? Ich gestehe, daß es noch ein wenig Schmeicheley ist, zu sagen, daß wir den Schein der Tugenden haben; Herr Gautier hätte mir dieses, vor allen andern, zu gute halten sollen. Ey! man höre doch, warum wir gar keine Tugenden besitzen: die Ursache ist, daß wir uns auf die schönen Wissenschaften und freyen Künste legen. Ja, ja, das ist die wahre Ursache. Wenn man ungeschliffen, grob, unwissend, ein Gothe, Hunne oder Vandale wäre, so würde man die Lobsprüche des Rousseau verdienen. Warum nicht? ist unter diesen Benennungen eine, mit welcher die Tugend nicht bestehen könnte? Wird man denn nie aufhören auf die Menschen zu schmähen? Werden denn die Menschen nie aufhören boshaft zu seyn? Wird man immerfort glauben sie tugendhaft zu machen, wenn man ihnen sagt, daß sie gar keine Tugenden haben?

Wird

Wird man immerfort glauben sie zu bessern, wenn man sie beredet, daß sie keiner Verbesserung bedürfen? **Ist es erlaubt, unter dem Vorwande die Sitten zu reinigen, die Stützen derselben umzuwerfen?** Ist es erlaubt, unter dem Vorwande den Verstand aufzuklären, die Sitten zu verderben? **Die Wissenschaften, die Logic, die Metaphysic, die Physic, die Mathematic, sind demnach, ihrer Meynung zu Folge, unfruchtbare Speculationen?** Unfruchtbar, nach der gemeinen Meynung; nach der meinigen aber sehr fruchtbar an unnützen Dingen.

Die Ehre aller Gelehrten und Künstler, ja selbst der Unterhalt der meisten, war bey diesem sonderbaren Streite in Gefahr. Wenn die Arbeiten der einen und der andern eben so gefährlich seyn sollten, als der Gesang der Syrenen, oder der Zaubertrank der Circe, so sollte man alles vernichten, Bibliotheken, Universitäten, Academien, Meisterstücke der Alten und Neuern. Diese Parthey müßte man ergreifen, und ie eher, ie lieber; Rousseau mag dagegen sagen was er will, indem er nicht geschehen lassen will, daß man diese Folge daraus ziehe. Was für eine Ursache kann ihn antreiben eine Sache in einem Staate zu verehren, die er für schädlich hält?

Die französische Academie setzte zwar bald hernach auf die Bejahung der nemlichen Frage, die von der Academie zu Dijon aufgegeben war, einen Preiß: aber wer sollte verwegen genung seyn,

es mit einem der größten Schriftsteller seiner Zeit aufzunehmen? Der Eindruck, den seine Abhandlung in Frankreich gemacht hatte, pflanzte sich bis nach Spanien fort. Der Panegyrist der Gothen und Heruler fand daselbst Anhänger, und so gleich entstanden neue Unruhen, neue Zänkereyen, neue Klagen. Ein Dominicaner daselbst widersetzte sich den Vertheidigern des Genfers. Die Inquisition sahe eine gefährliche Spaltung voraus, und war schon im Begriff Blut zu vergießen, als der Hof zu Madrid diese Streitigkeit noch zu gutem Glück unterdrückte. Es kam ein königliches Edict heraus, in welchem alles Streiten über diese Frage gänzlich untersagt ward.

Rousseau hatte alle diese Folgen von seiner Meynung voraus gesehen, und wußte wohl, wie heftig dawider würde geschrien werden. Er glaubte diesem Geschrey nicht besser Einhalt thun zu können, als wenn er noch heftiger schrie; er machte sich einen gegen alle Pfeile bewährten Schild aus den zwey großen Worten, die er alle Augenblicke im Munde führte: **Tugend, Wahrheit! Wahrheit, Tugend!**

Verschiedene Schriftsteller haben, so wie er, bey ihrer Nation den Ton eines Gebieters und Gesetzgebers angenommen; keiner aber hat sich so begeistert, und vielleicht mit so viel Genie gezeigt, als der Bürger von Genf. Seine Begriffe sind kühn, seine Gedanken stark und nicht selten neu. Er ist sich an Feuer und Stärke der Schreibart fast immer gleich. Gute Sitten und Tugend,

das

das ist es, was er denen Menschen prediget. Selbst wenn seine Meynung übertrieben ist, sagt er noch gute Sachen, von denen zu wünschen wäre, daß die Menschen sich dieselben zu Nutze machten. Seine Träume könnten mit denen des Abts Saint-Pierre und des Marquis d'Argenson, a) in eine Classe gesetzt werden, wenn sie mehr Zusammenhang hätten, und richtigere Folgen daraus zu ziehen wären. Man muß glauben, daß er eben so viel Aufrichtigkeit habe, als jene, und es ihm weniger um den Ruhm, als um das gemeine Beste zu thun sey. Seine feurige Einbildungskraft, und die Verwegenheit sich denen durchgängig angenom-

a) Ein zu wenig bekannter und geachteter Mann, der aber vortreffliche Einsichten in die Regierung hatte, und ein wahrer Philosoph am Hofe war. Er hat Handschriften hinterlassen, die seinem Verstande und Herzen Ehre machen; sie verdienten gedruckt zu werden. Seine Democratie, die er bisweilen guten Freunden vorlas, würde vom Publico sehr wohl aufgenommen werden. Er sucht in diesem Werke die unumschränkte Gewalt der Monarchie mit der Freyheit des Volks zu vereinigen, und die Mittel ausfündig zu machen, wie beyder Vortheil könne befördert werden. Ist dieses nicht der Stein der Weisen in der Politic? Er hat zur Aufschrift folgende beyden Verse vorgesetzt:

Que dans le cours heureux d'un regne florissant,
Rome soit toujours libre, & le roi tout puissant.

genommenen Begriffen zu widersetzen, würden ihn zu einem gefährlichen Menschen gemacht haben, wenn er in den Zeiten der Unwissenheit gelebt hätte. Es ist hieraus, um es im Vorbeygehen zu sagen, ein Beweiß wider sein eigenes System zu nehmen, daß nemlich die durchgängig angenommenen Begriffe den Menschen vielmehr nützlich als schädlich sind, sollten sie auch nur die ansteckende Seuche der Schwärmerey verhindern.

Das, womit sich der unversöhnliche Feind der Wissenschaften ein wenig tröstet, wenn er sie heut zu Tage in ganz Europa geehrt und geachtet siehet, ist, daß sie es nicht immer seyn werden. Er sieht in der Zukunft eine für die Unwissenheit glückliche Veränderung voraus. Es wird, wie er glaubt, über kurz oder über lang, eine zweyte Ueberschwemmung der nordischen Völker erfolgen, die noch gefährlicher als die erste werden soll. Deutschland, Frankreich, Spanien, Italien und Engeland werden unter das Joch gebracht werden; die Gelehrten, von einem Lande ins andere getrieben, werden sich endlich genöthigt sehen mit den Wissenschaften und Künsten sich aus Europa nach America zu wenden; so wie die gelehrten Griechen sich, nach der Eroberung von Constantinopel, nach Florenz wandten.

Diese sonderbare Vermuthung schickt sich für den Genfer Bürger sehr wohl. Ein anderer, der eben so dachte, machte, vor nicht gar langer Zeit, seine Meynung dem Herrn Rousseau bekannt, ohne

zu wissen, daß es die seinige ebenfalls sey. Dieser schien außerordentlich erfreut darüber, und zeigte ihm den Augenblick ein Stück von seiner Schrift, mit den Worten: **Lesen Sie, mein Herr, das ist gerade meine Meynung.**. Wenn aber auch das Uebel so groß wäre, als sich Rousseau dasselbe vorstellt, wäre nicht das Mittel dawider noch weit schlimmer?

Vierte Abtheilung.

Streitigkeiten über die schönen Künste.

Ueber die Bouffons, a) oder Streitigkeit über die Music.

Ehe die Bouffons nach Paris kamen, war man über die italienische Music daselbst sehr uneinig. Sie gab im Jahr 1704 die erste Gelegenheit

a) Ein Name, den man in Italien den Intermezsängern beylegt.

heit zum Streite, da die **Vergleichung der Italiener und Franzosen, in Absicht auf die Music und die Oper,** heraus kam. Dieses Werk des Abts Raguenet, der sich sonst durch seine Geschichte des Cromwel, und des Marschalls von Türenne bekannt gemacht hat, war durch seine in Italien gethanen Reisen veranlaßt worden, und folglich eine übertriebene Lobeserhebung der Music dieser Nation, ein Tribut der Erkenntlichkeit, für alle Ehre, die er bey ihr genossen hatte. Man hatte ihn besonders zu Rom mit dem Titel eines römischen Bürgers beehrt.

Er hält die italienische Music in allen Stücken für besser, als die unsrige; erstlich in Ansehung der Sprache, als in welcher alle Sylben deutlich ausgesprochen werden; zweytens in Ansehung des Feuers und der Kühnheit ihrer Componisten, der bezaubernden Schönheit ihrer Symphonien, des Gesanges ihrer Castraten, und der Erfindung der Maschinen. Er glaubt, daß nur die Italiener alle erfoderliche Geschicklichkeit zur Music besitzen. „Die Sänger auf dem Platze „Navona zu Rom, und auf der Brücke Rialto zu „Venedig, welche eben so viel bedeuten als unsere „Sänger auf der neuen Brücke, setzen sich drey „oder vier zusammen, um gewisse musicalische Stü„cke aufzuführen, und man hat in Frankreich Con„certe, die nicht besser sind.„

Er gesteht indeß, daß die Italiener uns in Ansehung der Texte weichen müssen, und daß

unsere Opern eben so angenehm sind als die ihrigen platt, ohne Verbindung und Absicht. Er giebt auch noch unsern Opern in Ansehung der Chöre, der Divertissements, der Instrumentspieler, der Tänzer und der Kleidungen den Vorzug. Alles übrige dieser Vergleichung ist eine heftige Critic unsers Geschmacks, und eine Satyre auf unsere größten Musiker.

Man weiß, wie viel Frankreich dem Lully schuldig ist. Ob er gleich ein Florentiner war, so rechnen wir ihn doch mit Recht unter unsere großen Männer. Unter uns hat sich sein Genie entwickelt.

Er kam in einem Alter von zehn oder zwölf Jahren nach Paris, und machte sich daselbst bald durch die gute Art, mit welcher er auf der Violine zu spielen wußte, bekannt. Die Prinzessinn von Montpensier nahm ihn in ihre Dienste, schickte ihn aber wieder fort, als er einige Verse über eben die Materie, die in der Comödie, **der galante Mercurius**, in ein Räthsel gebracht ist, in Noten gesetzt hatte. Er kam hierauf in die königliche Capelle, ward Surintendant der Music, und bekam im Jahr 1672 das Privilegium über die Opern. Sein Gesang ist natürlich, melodisch, angenehm und leicht; man kann ihn sehr leicht behalten.

Die Angriffe, die der Abt Raguenet zugleich auf den Vater der französischen Music that, brachten alle Liebhaber wider ihn auf. Sie setzten den Lully den besten italienischen Meistern entgegen,

zogen

zogen ihn selbst einem Bassani, Corelli, Buononcini vor, und schätzten ihn allemal den berühmtesten Männern aus der neapolitanischen Schule gleich, welche damals die berühmteste und fruchtbarste in der Music war.

Frenuse, ein angenehmer und galanter Schriftsteller, widerlegte geschwind diese **Vergleichung**, um den schädlichen Wirkungen zuvor zu kommen, die sie im Publico haben konnte, und die Ausländer zu warnen, daß sie sich keine falschen Begriffe von der französischen Music machen möchten, wenn sie selbst einen Franzosen so falsch davon urtheilen sähen. Er gab seinem Werke den Titel: **Vergleichung der italienischen Music mit der französischen.** a)

Frenuse zeigt darinne so gleich, wie die Schriftsteller oft eine Sache übertreiben, mehr um Aufsehen zu machen, als ihre Leser zu belehren. Er untersucht hernach den Geschmack beyder Nationen in der Music, und entscheidet die Sache zu unserm Vortheile.

Der Abt Raguenet behauptete anderweit, was er einmal von den Italienern gesagt hatte. Er gab eine **Vertheidigung seiner Vergleichung** heraus. Frenuse schrieb aufs neue, und beyde fuhren mit Feindseligkeiten einige Zeit gegen einander fort.

Ver-

a) Dieses und das vorher genannte Werk haben viel Aehnlichkeit in Ansehung des Titels; jener braucht das Wort Parallele, und dieser Comparaison.

Verschiedene Liebhaber mengten sich in diesen Streit, unter andern der Arzt Andry und Fontenelle. Die italienische Music ward von ihnen sehr erhoben. Frenuse, ganz in Verzweifelung, daß nicht alle seiner Meynung beyfielen, und versichert, daß dieser Geschmack nicht lange dauern würde, ließ sich einfallen, einen Propheten vorzustellen, und zu sagen, daß binnen zehn Jahren man die italienische Music in Frankreich eben so ansehen würde, als die Acrostichen und Anagrammata.

Er starb zu seinem Glück im Jahr 1707 in der Blüte seines Alters; sonst würde er von der Falschheit seiner Prophezeihung überführt worden seyn, als im Jahr 1752 die Bouffons nach Paris kamen, und ungemeinen Beyfall fanden; ein merkwürdiges Jahr für die Music, in welchem man, so wie in dem Schleuderkriege, Bürger gegen Bürger aufgebracht, einander verfolgen, und, wenn es möglich gewesen wäre, erwürgen sahe.

Diese italienische Intermezsänger hatten in verschiedenen deutschen Städten gesungen, ehe sie nach Paris kamen; sie hatten aber nirgends grossen Vortheil gehabt. Das beste, was sie hatten, war ein Sänger und eine Sängerinn, die eben nicht die vorzüglichsten waren, aber dem ohngeachtet gefielen; der erste, Manelli, durch die Minen, die er machte, und die sehr comisch waren, und denn durch die Richtigkeit und Gewißheit in seiner Kunst; die andere aber, Mademoiselle Tonelli,

durch ihre Jugend und ihr gutes Ansehen, durch die Leichtigkeit, Klarheit und bewundernswürdige Reinigkeit ihrer Stimme.

Sie machten auf dem Operntheater den Versuch, und stellten die besten italienischen Zwischenspiele vor, um zu sehen, ob sie den Zuschauern gefielen. Es wurden alle Stücke sehr wohl aufgenommen, und besonders la Serva Padrona von dem vortrefflichen Pergolesi. Die ganze Nation war damals von der italienischen Music bezaubert, und es würde sehr zur Unzeit gewesen seyn, wenn man dieselbe hätte verächtlich machen wollen. Die Verblendung verschwand aber nach und nach von selbst; man überlegte, untersuchte, verglich; viele Liebhaber kamen wieder zu unserer Music zurück, andere aber blieben bey der italienischen. Es entstanden also zwey Partheyen, die **Bouffonisten** und **Antibouffonisten**.

Man erinnert sich hiebey an den lächerlichen Streit im Monde, wovon uns Cyrano de Bergerac Nachricht giebt, und an die beyden Factionen, die **lunarische** und **antilunarische**, welche daselbst entstanden. Die Bouffonisten und Antibouffonisten hatten zwey oder drey Personen zu Anführern, denen zu Gefallen sie alles, entweder für göttlich und bezaubernd, oder für platt und abscheulich ausgaben. Jede Parthey hatte ihren abgesonderten Platz im Parterre der Oper. Die einen, das ist die Philosophen und schönen Geister, oder die sich wenigstens so nannten, setzten sich neben die Loge der Königinn; die andern,

dern, oder die Lullisten aber, neben die Loge des Königs.

Aus diesen beyden Winkeln nun, die man für zwey feindliche einander entgegen stehende Lager ansehen kann, gab man auf einander Achtung, und führte einen der sonderbarsten Kriege. Der erste Angriff (denn ich rechne den **Brief über die Omphale** für nichts) geschahe mit einer lebhaften und lustigen kleinen Schrift, unter dem Namen des **kleinen Propheten von Böhmischbroda**; eine unverschämte Nachahmung der geheiligten Schreibart der Propheten. Diese Critic erstreckt sich auf alle Theile der französischen Oper; auf das Theater, die Auszierungen, die Erleuchtung, das Orchester, die Music, die Poesie, die Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen, **ohne Zahl und ohne Ende.**

Der Verfasser läßt dem Geliot, dem Marivaux des Gesanges, wie sich ein witziger Kopf ausdrückt, Gerechtigkeit wiederfahren; er lobt die leichte und helle Stimme der Mademoiselle Fel, die Geschicklichkeit des Düpre im Tanzen, das Genie des vornehmsten französischen Componisten; alles andere aber macht er lächerlich.

Seine Einbildungskraft stellt ihm einen Holzhacker an der Spitze der Oper vor; Zimmerleute, welche die Chöre in den Gang bringen; Sängerinnen, vor deren unsinnigem Geschrey, aufgeschwollenen Adern und purpurrothem Gesicht man erschrickt; Sänger, welche meckern und gurgeln, anstatt zu singen, und in einem Alter von sechzig

Jahren noch den Jüngling vorstellen. Er findet in den Compositionen des Lully eine unerträgliche Monotonie, die ihm weit elender vorkommt, als der a) widerwärtige Gesang in den Kirchen der Deutschen; überall etwas Abgeschmacktes und Widersinnisches in den Opern und Tänzen, in denen Schatten, Feyen und Geistern derselben; Ungeheuer, die alle aus dem Gehirn unserer neumodischen Dichter entspringen; in den kindischen Vorstellungen des Donners, des Blitzes und der Stürme; endlich eine ununterbrochene Reihe von Ausschweifungen seit achtzig Jahren.

Der kleine Prophet von Böhmischbroda sieht sich unvermuthet aus einer dunkeln und kalten Scheune in einen erleuchteten Saal versetzt, wo alles von Stimmen und Instrumenten widerschallt. Er verstand sich auf die Music, und war selbst Componist. Die Music, die er da hört, kommt ihm abscheulich vor; er kündigt daher, von Seiten des Gottes, der ihn zu einem von

a) Ich weiß nicht, was der Autor unter dem maussade chant des églises d'Allemagne eigentlich versteht. Meynt er den Gesang des Priesters am Altare? dieser ist zwar monotonisch, aber nicht widerwärtig, wenn nicht der Sänger daran Schuld ist; meynt er unsere geistlichen Lieder, so muß er in der That nicht verstehen, was harmonisch und melodisch sey; trifft sein Tadel aber unsere Kirchenmusiken, so müssen wir freylich wohl gestehen, daß sie öfters in großen Städten schlecht genung, in kleinen Städten aber noch schlechter seyn.

von **Natur artigen und aufgeräumten Volke** schickt, demselben an, daß dasselbe diese abscheuliche Cacophonie abzuschaffen, eine gute Music einzuführen, und ohne Aufschub die göttliche Sendung des **Dieners Manelli** zu erkennen habe, in dessen Ermangelung, und wenn man sich halsstarrig bezeugt, die Strafe nicht ausbleiben wird. Der Opernsaal wird wieder zum Ballhause, und die geschicktesten Leute werden zu Dummköpfen werden; sie werden so verhärtete Ohren haben, wie das Horn eines Auerochsens, und nichts schön finden, als die **Leclüses**, die **Ratons** und die Bänkelsänger auf den Märkten.

Da auf diese Weise Propheten neben der Loge der Königinn entstanden, so durfte es nothwendig der Loge des Königs auch nicht an solchen fehlen. Es stand demnach gegen den kleinen Propheten der **große Prophet Monet** auf. Dieser verwünschte und verbannete den andern, vergötterte den Lully, Compra, Destouches. Er warnte alle Welt, sich vor dem Diener **Manelli** und der Signora Tonelli in Acht zu nehmen, und bewieß die Verwerfung der französischen Nation dadurch, daß sie die elendesten italienischen Banden mit so viel Beyfall aufgenommen habe.

Die Bouffons spielten unterdessen wechselsweise mit unsern Acteuren. Die einen stellten la finta Cameraria, la Donna superba, la scaltra Governatrice vor; und die andern **Acis und Galathea, Arethusa** und das **Ballet zu Tempe.** Die Vergleichung gereichte der italie-

nischen Music zum Vortheil. Die Freunde der unsrigen waren niedergeschlagen; sie sahen sich aber durch die Oper Titan und Aurora wieder gerochen. Die Poesie war vom Abt de la Marre, a) und Mondonville hatte sie in Music gesetzt.

Die Neigung zu den Bouffons fieng nun auch an abzunehmen. Die neue Oper war ein schrecklicher Streich für den Winkel an der Loge der Königinn, deren Bewohner sich nun allenthalben, selbst auf den Treppen herum zerstreueten. Man verglich die merkwürdigsten Stellen der comisch n Oper mit den neuen und rührenden Schönheiten der Oper Titan und Aurora, und fand in jenen nichts, als italienischen Unsinn; z. E. die Ungeduld des Manelli, weil man ihm seine Chocolade noch nicht bringt; den klugen Einfall des Menschen, der seinen Verstand verlohren hat, den er in der Tasche sucht, und an dessen Statt Sperlinge in derselben findet; das Quatuor von den vier Sylben ti, te, ta, to; das nachgeahmte Geräusch einer Uhr, eines Topfs der am Feuer steht, oder der oft wiederholten Stöße eines Mörsels.

Ein

a) Er starb zu Prag, allwo er in einem hitzigen Fieber von einem Fenster im zweyten Stockwerk herunter sprang, und dabey sagte: In diesem Lande sind die zweyten Etagen ziemlich hoch.

Ein Bouffonnist, der seine zerstreute Schaar wieder zusammen bringen wollte, gab geschwind eine Schrift unter dem Titel heraus: **Ausspruch des Amphitheaters der Oper in dem Streite der beyden Logenwinkel.** Dieser Ausspruch war sehr ungerecht: Der Verfasser sprach den Antibouffonnisten Witz, Geschmack, Verstand, und alles ab, und räumte dagegen nur der Gegenparthey alle diese Eigenschaften ein. Er vermahnte die letztern, ihren Eifer zu verdoppeln, so viel Proselyten zu machen, als sie könnten, die Schildwache zu verachten, die ihr aufrührerisches Gemurmel nicht leiden wollte, und zu einem gewissen Abte von dieser Parthey sagte: „Reden sie sachte, Herr Abt! . . . Aber, Herr „Abt, reden sie doch nicht so laut, sie glauben viel„leicht, daß sie in der Kirche sind.„

Nichts war im Stande, die Bouffons wieder in Ansehen zu bringen. Alle diejenigen, von beyden Geschlechten, die im Besitz waren Moden empor zu bringen und zu verbannen, giengen nicht mehr in ihre Vorstellungen. Die Einnahme der italienischen Intermezzen fieng daher an sehr abzunehmen; dagegen nahm sie bey der französischen Oper alle Tage zu. Da also den italienischen Sängern das Geld zu fehlen anfieng, so bließen sie zum Abzuge und kehrten wieder zurück nach Deutschland. Ihr Anhang behauptete zwar, daß sie sich noch länger hätten halten können; man habe sie aber fortschicken müssen, so wie ehe-

mals Titus seine Maitresse fortschicken mußte, um nemlich die Römer zu besänftigen.

Es haben sich nach diesem noch andere Intermezsänger auf dem italienischen Comödientheater gezeigt, und der Beyfall, den beyde Sänger, Herr und Demoiselle Deamici, fanden, gab zu der Besorgniß Anlaß, daß der Krieg wieder vom neuen angehen möchte. Aber alles, was diese letzte Gährung hervor brachte, war nichts, als die letzten Flammen eines ausgeleerten feuerspeyenden Berges.

Der Abzug der ersten italienischen Sänger ward mit einem schrecklichen Stoße für die französische Music, mit dem bekannten Briefe des Rousseau über diese Music begleitet. Dieser tugendhafte Misantrop, dieser sonderbare Philosoph trat auf, um das Verdienst derjenigen Sänger zu zeigen, die man iezt verlohren hatte. Er zog heftig wider die Nation los, welche Personen wieder fortschickte, die allein Besitzer des guten Geschmacks im Singen wären. Er wollte zugleich beweisen, daß wir weder eine gute Music hätten, noch haben könnten.

Die Ursache findet er in unserer Sprache, als welche nicht so sanft, klingend, harmonisch und freyer Wendungen fähig ist, wie die italienische. Er kommt hierauf auf das **Rauhe und Harte gewisser Stücke in der Poesie.** Das Zusammenstoßen unserer Consonanten, fährt er fort, und besonders unserer stummen e, verursacht zu öftere Cadenzen, oder falsche und ungeschickte

Modulationen. Unsere Componisten haben noch nicht die Freyheit, welche die italienischen haben, sich vom Sinn der Worte zu entfernen, um mit einer Bewegung, wie sie ihnen gefällt, alle Empfindungen auszudrücken, und alle Caractere zu malen. Unsere Sprache endlich hat keine Prosodie, unsere Music kann daher keine festgesetzte tactmäßige Bewegung haben.

Die unangenehmen und harten Dinge, die dieser Bouffonist vorbrachte, waren in Ansehung der Art, mit welcher er sie sagte, noch beleidigender. Alles ward gegen ihn aufgebracht, und das Geschrey verdoppelte sich. Spöttereyen, anzügliche Reden, satyrische Kupferstiche, Liederchen, alles, wodurch man einen lächerlich machen kann, ward hervor gesucht. Man hörte überall den Johann Jacob erwähnen.

Man trieb ein Gespötte mit seiner Armuth, mit seiner Wohnung unter dem Dache, mit seinen alten Kleidern, mit seinen Hemden ohne Manchetten, mit seiner Gewohnheit ohne Degen zu gehen, mit seiner Verachtung des Geldes, mit seinen musicalischen Compositionen, die er zum Verkauf machte. Man stellte ihn so gar auf dem französischen Theater, in dem Stücke, die Feyen, vor. Er war selbst dabey gegenwärtig, zeigte sich, als ein neuer Socrates, allen Zuschauern, und gab zu allen Spöttereyen über ihn, seinen Beyfall. Die Operisten ließen ihn nicht mehr frey hinein gehen, ohne an seinen Devin de village zu gedenken, welcher den größten Beyfall gehabt hatte.

Sie trieben ihre Rache noch weiter: sie hiengen ihn, wie man sagt, im Bildniß über dem Orchestre auf. Er selbst schien den Augenblick zu sehen, wo man ihn ums Leben bringen würde. Der Policeylieutenant mußte, bey der Vorstellung einer gewissen Oper, immer auf ihn Achtung geben lassen. Man war so wider den Rousseau aufgebracht, daß man ihn mit der Nachteule verglich, die man mitten in dem Bassin der Fontaine, am Eingange des Labyrinths zu Versailles sieht. Auf diesen Vogel, der durch seinen Gesang und seine Federn den andern Vögeln verhaßt geworden ist, lassen die andern, die auf hohen Zweigen sitzen, Wasser auf hunderterley Art herunter fallen.

Persönlichkeiten aber sind keine Gründe. Man sehe demnach, wie man es anfieng, um zu beweisen, daß wir eine gute Music haben. Die beste Music, sagte man, ist diejenige, welche am besten ausdrückt und malt. Alle Theile der Music, die Melodie oder der Gesang, die Harmonie oder das Accompagnement, die Bewegung oder der Tact, müssen die Nachahmung der Natur zur Absicht haben: welche Music erreicht nun diese Absicht besser, als die unsrige?

Man wollte nichts von der Music der Alten erwähnen, von welcher uns einige Gelehrte so viel Wunderdinge erzählen. Sie versichern uns, daß ein Componist ehemals alle Leidenschaften habe rege machen können; daß er einen Menschen sanftmüthig oder rasend, witzig oder dumm, keusch oder

unverschämt gemacht habe. Man blieb blos bey der italienischen Music stehen, die man weniger ausdrückend, weniger malerisch, weniger mit grossen und schönen Bildern erfüllt fand, als die unserige. Man hielt ihre Componisten für eben das in der Music, was Seneca und Plinius in der Beredsamkeit waren. Die französische Music ward unter dem Bilde einer Frau vorgestellt, an welcher man überall eine edele Einfalt, Anständigkeit, Ueberlegung und Annehmlichkeiten gewahr wird; die italienische hingegen ward mit einem Frauenzimmer verglichen, das lebhaft, muthwillig, eigensinnig und affectirt ist.

Von der wirklichen Existenz einer guten französischen Music kamen die Antibouffonnisten nun auf die Möglichkeit derselben. Ihrer Meynung nach sollte sich iede Sprache zum Singen schicken, die deutsche so wohl, als die tartarische und iroquösische. Der Gesang, sagten sie, hängt von dem Genie des Componisten, nicht aber vom Genie der Sprache ab. Die Worte dienen nur den Gegenstand zu bezeichnen, den der Componist hat malen wollen, oder die Empfindung zu nennen, die derselbe hat erregen wollen. Sie sind nur die Auslegung eines Gemäldes, und ein gutes Gemälde würde immer noch ein gutes Gemälde seyn, wenn gleich die Auslegung fehlerhaft wäre.

Mit eben so großer Hitze widerlegte man auch die Vorschläge, die Rousseau zur Verbesserung des Accompagnements, der Symphonien, der Duetten,

ten, der Chöre, der Monologen, der Stimmen der Sänger, der Compositionen und der Gedichte überhaupt gethan hatte.

Aber alle Künste, sagten die Freunde der italienischen Music, sind in Italien zur Vollkommenheit gelangt; die Kunst zu singen ist daher bey ihnen zu gleichem Grade der Vollkommenheit gebracht worden; die italienische Music schickt sich für alle Länder, sie schickt sich daher auch für das unsrige. Man antwortete hierauf folgendes: Alle Künste blüheten unter Ludewig XIV; wie sollte denn die Music allein ohne Verbesserung geblieben seyn? Wir haben, des Beyspiels unserer Nachbarn ungeachtet, die italienische Music verworfen: sie muß demnach etwas haben, das sich mit unserm Geschmacke und Genie nicht verträgt. Wenn auch endlich unsere Music offenbar schlecht seyn sollte, so müßten wir uns doch bedenken, ehe wir eine andere annähmen; aus eben dem Grunde, aus welchem die Engeländer, nachdem sie sich von dem ächten dramatischen Geschmacke entfernt haben, bey ihrem eigenthümlichen Geschmacke bleiben, und den Shakespear allen andern vorziehen. Eine schlechte Ursache, die ich mit Stillschweigen übergangen haben würde, wenn ich nicht Beweiß und Gegenbeweiß getreulich anzeigen müßte.

Dieser musicalische Streit, und die dadurch veranlaßten Schriften, waren beynahe vergessen, das Feuer war gelöscht, und die Aufmerksamkeit der parisischen Müßiggänger hatte sich zu denen wichtigern europäischen Staatsbegebenheiten gewendet,

wendet, als der Herr d'Alembert sich diese Augenblicke zu Nutze machte, um die vorgeschlagene Veränderung einzuführen. Er hat der Music diejenige Freyheit zu verschaffen gesucht, die so viel andere durch ihre Schriften der Handlung, denen Heyrathen, der Presse und der gemalten Leinwand versichert haben.

Ob er nun gleich wider einen alten eingewurzelten Aberglauben, wider die Thorheit, uns zu Sclaven unserer Vergnügungen zu machen, eifert so geht er doch nicht so gar weit, als der Genfer Sittenrichter, den alle für einen Stöhrer der öffentlichen Ruhe ansahen. Er behauptet nicht, daß wir keine Music haben, noch haben können. D'Alembert sagt nur, daß wir keine haben, aber sehr leicht eine haben könnten.

In Ansehung des ersten Puncts gründet er sich auf den Mangel des Ausdrucks in unserer Music. Er führt dabey eine Stelle aus der Encyclopädie an, wo gezeigt wird, daß der Gesang der Medusa im **Perseus** sich eben so gut zu einem ganz entgegen gesetzten Caracter schicken würde. Das kann wohl seyn, hat man ihm darauf geantwortet; aber die italienische Music hat eben diesen Fehler. Eine pathetische Arie, die ursprünglich für einen dem Orestes an Wuth ähnlichen Caracter gesetzt war, ist nach diesem in einem Intermez zur Vorstellung der boshaften Freude eines Kammermädchens gebraucht worden.

Den zweyten Punct betreffend, schlägt der Herr d'Alembert gleich ein Hülfsmittel wider das Uebel vor. Um eine gute Music zu haben, sagt er, dürfen wir nur die italienische nach unserer Sprache bequemen. Ein geschickter Musicus hat schon einen glücklichen Versuch gemacht; er hat ihn aber mit einem sehr schlechten Stück, mit abgeschmackten und niedrigen Worten gemacht. Der Herr d'Alembert wünscht, daß man mit der italienischen Music einen edlern Gebrauch machen, und ihre Reichthümer besser zu nutzen wissen möchte.

Wenn man sie zu einer niedrigen Sprache braucht, sagt er, so verfehlt sie ihren Endzweck, und macht nicht den gehörigen Eindruck. Dagegen behaupten wieder andere, daß sie sich gar nicht an die Worte binde, und auf keine Weise sich nach dem Poeten richte: ihre Feinde nehmen daher Gelegenheit zu verlangen, daß ihr Partheygänger sich wenigstens erst über die Wirkungen, die sie hervor zu bringen fähig ist, vergleichen müßten, ehe man dieselbe annehmen könnte.

Alle diese wider den Rath des Herrn d'Alembert gemachten Einwürfe, haben nicht verhindert, daß man denselben nicht seit kurzem in Italien, auf dem Theater zu Parma, ausgeführt hätte. Man hat die französische Oper mit der italienischen vereinigt, welche seit hundert Jahren nichts weiter als ein Concert war, auf welches niemand achtete. Man hat beyde Arten in eine zusammen genom-

genommen, und die Parmesaner haben ein grosses Vergnügen dabey empfunden. Der Urheber dieser neuen Gattung ist der berühmte Abt Frugoni. Er hat zwey Versuche heraus gegeben, den **Hippolytus und Aricie**, hernach den **Castor und Pollux**. Man schmeichelt sich durch dieses Mittel, durch diese Vereinigung des Erhabenen in der italienischen Music mit dem Angenehmen und Wunderbaren, aus welchem das französische Drama besteht, der wahren Vollkommenheit in dieser Kunst am nächsten zu kommen.

Wir mögen nun in der Music den guten oder den schlechten Geschmack gehabt haben, so hat doch der Auftritt der italienischen Sänger in Paris denen Componisten nicht anders als nützlich seyn können. Die Kunst selbst konnte eben so viel gewinnen, als die Nation Vergnügen davon hatte. Lully gestand bey seinem Tode, daß er viel weiter sähe, als er es gebracht habe. Vielleicht sieht bald ein neues und glücklicheres Genie noch über die Grenzen der heutigen Music hinaus.

Diese Vermuthung gereicht dem Herrn Rameau nicht zur Schande; man muß ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Wer zweifelt daran, daß er nicht mehr gethan, als zu thun übrig gelassen haben sollte? Er macht seinen Zeiten Ehre. Man muß ihn in seiner Art für einen eben so grossen Mann halten, als den Cartesius und Newton in der ihrigen. Wo sahe vor ihm ein Musicus seine Kunst mit philosophischen Augen an? Er

hat die physicalischen Grundsätze derselben untersucht. Welche Harmonie! Was für Annehmlichkeiten in seinem Gesange! Nichts hat der Ehre dieses schöpferischen a) und an Fruchtbarkeit dem Lully gleichen Genie gefehlt. Wie vielen Verfolgungen und Cabalen ist er nicht ausgesetzt gewesen! b)

Ueber

a) Rameau giebt sich blos mit Sachen des Genies und der Erfindung ab. Als er einst mit verschiedenen Gelehrten in Gesellschaft speiste, kam man über die Geschichte zu reden. Rameau, der keine stumme Person dabey vorstellen wollte, machte einen abscheulichen Anachronismus. Als man nun darüber lachte, sagte er: „Meine Herren, ist es „denn eine so große Ehre, eine geschehene Sache „zu wissen? Man darf ja nur die Nase in ein Buch „stecken: Aber worinne besteht das wahre Verdienst? In der Einbildungskraft, und in der so „seltenen Eigenschaft, Schöpfer zu seyn.„

b) Folgende Verse müssen in der äußersten Hitze und Wuth gemacht seyn:

Si le difficile est le beau,
C'est un grand homme que Rameau;
Mais si le beau, par avanture
N'étoit que la pure nature,
Dont l'art est l'unique tableau,
C'est un sot homme que Rameau.

„Wenn das Schwere schön ist, so ist Rameau „ein großer Mann; wenn aber das Schöne, „wie es wohl seyn kann, die bloße Natur, und „die Kunst der getreue Abdruck derselben wäre, „so ist Rameau ein Schöps.„

Ueber die Malerey und Bildhauerkunst.

Die Malerey und Bildhauerkunst sind ein Paar Schwestern, die oft aus Eifersucht sich mit einander entzweyet haben. Sie haben einander ehemals den Vortritt streitig gemacht, und streiten sich noch bis auf den heutigen Tag darüber.

Jede rühmt ihr Alterthum; den Grad der Vollkommenheit, zu welchem sie gelangt ist; die großen Männer, die sie hervor gebracht hat.

Das Alterthum ist der erste Punct, worüber sie sich streiten. Die Bildhauerkunst reicht in die entferntesten Zeiten hinaus. Sie ist bey den ältesten und witzigsten Völkern des Erdbodens in Ehren gehalten worden. Die Aegypter, welche das Andenken ihrer guten Könige gern auf die Nachwelt brachten, richteten zwey große Statüen auf, eine dem Könige Möris, und die andere der Königinn seiner Gemahlinn. Bey den Israeliten ist die Erbauung der Bundeslade ein Beweiß davon. Bey den Griechen machte Dädalus die ersten Grundsätze derselben bekannt, und bereicherte sein Vaterland mit den Entdeckungen, die er in Aegypten gemacht hatte. Die Römer, die sie sonst beständig vernachläßiget hatten, beschäf-

tigten sich mit ihr zu den Zeiten der Republic, und brachten sie unter dem Augustus zur Vollkommenheit, sahen sie hernach unter dem Tiberius, Cajus Caligula, und Claudius wieder abnehmen, und unter dem Nero ihren vorigen Glanz wieder bekommen.

Die Malerey setzt ihren Ursprung unter eben diese Völker. Sie machte in Aegypten nicht große Progressen, aber sie ward in den berühmten Schulen Griechenlandes auf den höchsten Gipfel gebracht. Sie blühete zu Rom gegen das Ende der Republic, und unter den Kaysern; sie gerieth hernach mit dem römischen Reiche zugleich in Verfall, blieb lange Zeit im Occident in der Vergessenheit, bis sie in die Morgenländer flüchtete; aber sie befand sich hier immer auf schwachen Füssen; endlich weckte sie im Jahr 1250 Cimabue zu Florenz wieder auf.

Wir haben verschiedene Stücke von alten Malereyen. Das beträchtlichste ist zu Rom, auf dem aldobrandinischen Weinberge, und stellt eine Hochzeit vor. Dieses alte Stück ist vortreflich in der Zeichnung, aber schlecht schattirt und groupirt.

Es ist mit der Malerey und Bildhauerkunst wie mit allen nachahmenden Künsten. Sie haben ein sehr hohes Alter, weil man sehr zeitig auf dieselben, als blos sinnliche Künste, hat fallen können. Was ist aber an der Zeit ihres Ursprungs gelegen? Wir wollen es denen Gelehrten überlassen, daß sie die Epoche der Erfindung dieser Künste bestim-

bestimmen, und einer oder der andern den Vorzug des Alterthums bestätigen. Wir wissen so viel, daß man die Erfindung beyder Künste der Liebe zuzuschreiben habe. Ein junges griechisches Mädchen, welches bey dem Schein einer Lampe den Schatten ihres Geliebten an der Mauer sahe, und denselben darauf abzeichnete, hat die erste Anlage dazu gemacht.

Der zweyte Streit betrifft die Frage, welche von beyden Künsten am meisten zur Vollkommenheit gebracht sey.

Die Malerey ist im Anfange sehr unförmlich gewesen, bis sie nach und nach immer mehr zur Vollkommenheit gebracht worden ist. Anfänglich malte man nur auf Kalk und mit Wasserfarben. Dabey blieb es lange, bis ein holländischer Maler, Namens Johann Van-Eyck, die Oelmalerey erfand, die weit feiner und dauerhafter ist, als die vorhergehende. Die Art, mit trockenen Farben zu malen, ist eine weit neuere Erfindung. Außerdem giebt es noch eine Menge von Arten zu malen. Man hat auf weissem Marmor mit besondern darnach eingerichteten Farben Versuche gemacht, mit Farben, die sich hinein ziehen; man malt auch mit Wolle oder Seide, Tapeten und Zeuge, entweder mit der Nadel oder auf dem Weberstuhle. Noch eine Art der Malerey ist, weisse seidene oder baumwollene Zeuge mit Farben zu drucken, die sich in dieselben hinein ziehen.

Die Bildhauerkunst ist eben diesen Weg gegangen; sie ist nur nach und nach zur Vollkom-

Staats-
Bibliothek
Bamberg

menheit gediehen. Anfänglich machte man nur Bilder aus Thon oder Wachs, welche Materien weicher und leichter zu bearbeiten sind, als Holz und Steine. Hernach hat man Holz zu den Statüen genommen, und zwar solches, das der Fäulniß und den Würmern nicht so sehr unterworfen war, als der Citronen- Cypressen- Palm- Olivenbaum, das Ebenholz und der Weinstock. Endlich wurden die Metalle, das Elfenbein, die härtesten Steine, darzu gebraucht. Der Marmor ward besonders als die schönste und kostbarste Materie zu diesen Arbeiten gewählt.

Die wenigsten Schriftsteller haben sich auf die Entscheidung eingelassen, welche von beyden Künsten den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht habe. Rollin ist selbst einer von diesen. Er hat genung zu sagen geglaubt, wenn er sie von der Seite des Angenehmen und Nützlichen anpriese. Der Abt Desfontaines sagt, daß die Maler und Bildhauer einander wechselsweise den Vorzug zugestanden, nachdem etwan eine Kunst sich vor der andern zu gewissen Zeiten hervor gethan hat, und daß die Gleichheit zwischen ihnen den Augenblick wieder hergestellt gewesen, wenn sich geschickte Meister in beyden Künsten gefunden haben.

Die geschicktesten Maler entscheiden selbst diese Frage. Viele unter ihnen gestehen, daß die Bildhauerkunst fast zu allen Zeiten weiter gewesen sey als die Malerey; und man wird diesen Unterschied heut zu Tage weit mehr gewahr, als iemals. Die

Schuld

Schuld liegt aber nicht an den Malern, sondern an der Kunst selbst; sie ist weit schwerer als die Bildhauerkunst.

Ein Maler muß nicht allein ein guter Zeichner seyn, und sehr viel Einbildungskraft haben, um gut zu erfinden und geschickt zusammen zu setzen, sondern er muß auch noch die Farben verstehen, welche, wenn sie nicht gut aufgetragen werden, alles vorhergehende verderben, wenn es auch noch so regelmäßig seyn sollte. Die Ausführung, das Runde, die Vertiefung, und überhaupt das Perspectivische machen diese Kunst überaus schwer.

Die Malerey und Bildhauerkunst haben zur Kupferstecherkunst Gelegenheit gegeben. Diese Kunst giebt den beyden andern an Vollkommenheit und Schönheit nichts nach. Die Alten haben die Kunst in Holz zu schneiden sehr weit getrieben; aber von dem Gebrauch der Kupferplatten haben sie nichts gewußt. Diese Entdeckung ist neu, und wir haben dieselbe einem Goldschmiede zu Florenz zu danken.

Aber welche Kunst hat die größten Männer hervor gebracht, die Malerey oder die Bildhauerkunst? Dieß ist die dritte Streitfrage.

Die Maler finden in den schönsten Tagen Griechenlands einen Apelles, Zeuxis und Parrhasius. Der erste ist nicht so wohl durch sein Talent, welches ihn zum ersten Maler gemacht, bekannt, als durch die ihm wiederfahrne Ehre, daß er allein die Erlaubniß hatte Alexandern zu malen. Dieser große Weltbezwinger schätzte und

liebte ihn so sehr, daß er ihn öfters, als einer seines gleichen, in seiner Werkstatt besuchte. Apelles war durch eine besondere Feinheit und Zierlichkeit des Pinsels so kenntlich, daß Protogenes, ein Maler zu Syracus, da er einige außerordentlich feine Striche auf eine Leinwand gemalt bey sich fand, so gleich ausrief: **Apelles ist hier gewesen**, ob er ihn gleich im geringsten nicht vermuthet hatte, noch wußte, daß er da wäre. Nach dem Tode Alexanders wäre dieser berühmte Maler bald seinen Feinden zum Raube geworden, die ihn anklagten, als ob er dem Könige Ptolomäus in Aegypten nach dem Leben trachtete. Er entgieng der Gefahr, begab sich nach Ephesus, und verfertigte daselbst das vortreffliche Gemälde, **die Verläumdung.**

Zeuxis traf die Natur so vollkommen, daß, als er einst Trauben in einem Korbe gemalt hatte, die Vögel betrogen wurden, und hinzu geflogen kamen, um davon zu fressen.

Niemand aber hat die Kunst zu zeichnen und die Leidenschaften der Seele auszudrücken besser verstanden, als Parrhasius. Er brachte sich durch seine Abschilderung des athenienfischen Volks in ungemeinen Ruf. Diese liebenswürdige und widerwärtige, furchtsame und verwegene, sanftmüthige und stürmische, menschenfreundliche und ungerechte, standhafte und wankelmüthige Nation ward von ihm mit allen ihren Caracter ausdrückenden Zügen gemalt.

Zeuxis und Parrhasius suchten es einander zuvor zu thun, und foderten sich zu einem Wettstreite heraus. Der erste brachte sein Gemälde, welches Trauben vorstellte; der andere hatte einen Vorhang gemalt, und Zeuxis rief, da er ihn sahe: **Ziehe doch den Vorhang weg.** Zeuxis gestand, daß er überwunden sey, weil er nur Vögel, Parrhasius aber ihn selber betrogen habe.

Die Bildhauer setzen diesen einen Phidias, Lysippus und Praxiteles entgegen.

Phidias hat sich durch seine Kenntniß der Optic sehr berühmt gemacht. Seine Minerva mißfiel allen, die sie in der Nähe sahen, und ward bewundert, als man sie dahin setzte, wo sie hin kommen sollte. Sein olympischer Jupiter ward für das größte Meisterstück gehalten. Man sagte, daß man von der Gottheit selbst begeistert seyn müßte, um eine Gottheit so glücklich vorzustellen. Nach der Schlacht bey Marathon machte er aus einem großen Stücke Marmor, welches die Perser mitgebracht hatten, um nach erhaltenem Siege ein Siegeszeichen daraus zu machen, eine **Nemesis**, welche die Hochmüthigen demüthigt.

Lysippus war der Bildhauer des Alexanders, mit welchem er zu gleicher Zeit lebte. Er allein war fähig, so wie Apelles, diesen flüchtigen Weltbezwinger vorzustellen. Sein schönstes Stück, welches ein Mann ist, der aus dem Bade steigt, war die vornehmste Zierde der Bäder, die Agrippa zu Rom bauen ließ. Tiberius, der es zu Auszierung seines Pallasts hatte wegnehmen lassen,

ward gezwungen, es dem Volke wieder zu geben, als welches sich nicht um dieses Meisterstück wollte bringen lassen.

Alles bekam unter dem Meißel des Praxiteles Leben und Schönheit. Er stellte in Marmor die Gratien, den Cupido und seine Mutter vor. Man hatte auch zwo Bildsäulen der Venus von ihm, und die Einwohner zu Gnidus waren Besitzer von der einen, welche vorzüglich schön war. Die Alten haben auch viel Rühmens von der Bildsäule der Phryne gemacht. Man wußte nicht, welchem von diesen Werken man den Vorzug geben sollte. Da man der Phryne die Erlaubniß gegeben hatte, das schönste Stück darunter für sich auszulesen, so bediente sie sich einer besondern List, um zu erfahren, welches das schönste sey. Sie ließ dem Künstler die Nachricht bringen, daß seine Werkstatt im Feuer stünde, und dieser, für Schrecken ganz außer sich, rief: **Ich bin verlohren, wenn die Flammen meinen Satyr und meinen Cupido nicht geschont haben.** Phryne, die auf diese Weise hinter das Geheimniß des Praxiteles gekommen war, sagte ihm, daß das Feuer nur erdichtet sey, und bat sich dafür seinen Cupido aus.

Die Maler zu den Zeiten des Augustus haben eben keinen Vorzug über ihre Nebenbuhler der Zahl nach. Wenn man die Malerey in ihrem völligen Glanz, und vielleicht alles vorhergehende übertreffen sehen will, so muß man bis auf die Zeiten derer von Medicis fortgehen. Angelo,

Raphael,

Raphael, Correggio, Titian, was sind das für große Männer!

Die Art des erstern ist kühn und schrecklich; er opferte alles der Stärke und dem Ausdrucke auf. Man hat ihm auf eine lächerliche Weise Schuld gegeben, daß er einen Menschen ans Creuz geschlagen und getödtet habe, um den sterbenden Heyland desto natürlicher vorzustellen.

Raphael hat sich durch sein Gemälde von der Verwandelung, welches zu Rom ist, und durch die Gallerie des Vaticans, unsterblich gemacht. Man erkennt die Hand dieses großen Meisters an der Kühnheit, an der ungezwungenen Stellung seiner Figuren, an dem feinen und guten Geschmacke, den er in allen seinen Werken beobachtete. Er starb in seinem sieben und dreyßigsten Jahre, da er seinen Cörper durch Ausschweifungen beym Frauenzimmer geschwächt hatte, und ungeschickten Aerzten in die Hände fiel, die den Grund seiner Krankheit nicht einsahen.

Dem Correggio gaben die Gratien selbst den Pinsel in die Hand, und standen ihm bey Verfertigung seiner Werke bey. Die Natur ist bey ihm überall anzutreffen. Er kannte weder die Kunst, noch das alte oder das neue Rom, weder Venedig, noch ein ander Land, als Modena sein Vaterland. Er hatte alles, seine schönen Zusammensetzungen, seinen guten Geschmack im Zeichnen, seine bezaubernden Farben, seinen zärtlichen und markichten Pinsel, von sich selbst und seinem eigenen Genie. Er kannte sein Talent nicht eher, als da er ein

Gemälde vom Raphael sahe, welches er untersuchte, und dabey ausrief: Ed io anche sono pittore; **Und ich bin auch ein Maler!** Er lebte von dem wenigen, was er mit seinen Gemälden verdiente; und noch gab er vieles davon seinen armen Anverwandten und andern Nothleidenden. Er starb an einer Brustentzündung, da er sich in einem heißen Sommer mit einer Reise zu Fuße erhitzt hatte, weil er seiner armen Familie geschwind eine Summe von zweyhundert Livres überbringen wollte, die er mit seinen Arbeiten verdient hatte.

Titian ist in dem Colorit vortrefflich, und ein guter Landschaftmaler. Man kann ihn aus der Zahl der mehrentheils armen Künstler ausnehmen. Er hatte Vermögen, und wußte es zu nutzen, indem er Gesellschaft mit vornehmen Leuten suchte, und sie oft bey sich zur Tafel hatte. Sein gefälliger und freundschaftlicher Caracter verschafte ihm auch wahre Freunde. Er lebte bis in das neun und neunzigste Jahr, stets vergnügt und munter, da er nichts von Verdrießlichkeiten wußte, welche die Seele niederschlagen, oder von Krankheiten, welche den Cörper schwächen.

Die mit diesen großen Meistern zu gleicher Zeit lebenden Bildhauer, sind nicht so zahlreich, ob man gleich verschiedene findet, welche ihrer Kunst Ehre gemacht haben; wenn man auch nur den Michel-Angelo, diesen großen Maler, noch größern Bildhauer und verständigen Baumeister anführen wollte.

Unter der Regierung Ludewigs XIV mußte die Bildhauerkunst ebenfalls noch ihrer Nebenbuhle-

rinn,

rinn, der Malerey, weichen; wenn man einen Puget, Girardon und noch einige andere ausnimmt, die man dem Poussin, le Brün, le Süeur, Jouvenet, Mignard, Boulogne, van der Meulen, und jener Menge vortrefflicher Meister entgegen setzen kann, die zu derselben Zeit lebten.

Es wäre eine Thorheit, wenn man nach jenen vier Jahrhunderten, nach jenen glücklichen Zeiten, noch von unsern Zeiten reden wollte. In welchem Verfalle befinden sich iezt die Schulen der Maler, die römische, florentinische, lombardische, venetianische, deutsche, flandrische, holländische? die unsrige wirft noch einigen Glanz von sich: aber ist sie nicht selbst ihrer Abnahme einen Theil dieses Glanzes, den Vorzug, den sie vor allen europäischen Schulen hat, und die Ehre, die unsern Künstlern von auswärtigen Prinzen wiederfährt, schuldig?

Was ich hier von unsern Malern sage, läßt sich mit noch mehrerm Grunde von unsern Bildhauern sagen. Die einen verdienen eben so viel Lob, als die andern. Ob sie gleich einander das Gleichgewicht nicht halten, so kann man sie doch einander entgegen stellen, einen Bouchardon, Pigale, Adam, Falconet, Vasse, denen Malern Vanloo, Boucher, de la Tour, Tocque, von denen ein ieder in seiner Art vortrefflich ist, und uns wegen des Verlusts des Largilliere, Le Moine, de Troy und Rigaud trösten, an die Seite setzen.

Die Kupferstecher geben den andern Künstlern nichts nach. Wir haben würdige Nachfolger eines Audran, Chereau und Drevet.

Die Künstler würden besser thun, wenn sie, nach dem Muster der Alten, die Maler- und Bildhauerkunst für eine Kunst ansähen, anstatt sich über den Vorzug derselben zu streiten. Diese Vereinigung würde den Augen ein angenehmes Schauspiel liefern, und den Werth beyder Künste erhöhen. Es würde weniger Professionsneid unter ihnen seyn. Die Bildhauer würden ihre Werke nicht anders hochschätzen, als weil Maler daran mit gearbeitet hätten. Man sagt in der That, daß man vor Alters eine Bildsäule von einer geschickten Hand mit Firniß und Farben habe überstreichen lassen, um ihr mehr Glanz und ein recht natürliches Ansehen zu geben.

So eifersüchtig indessen die Maler und Bildhauer bisweilen auf einander gewesen sind; so neidisch ein Maler gegen den andern, ein Bildhauer gegen den andern gewesen ist, so hat man doch öffentlich keine so gar lebhaften Auftritte davon gesehen; wenn man den großen Haß des Michel-Angelo gegen den Raphael, und des Le Brün gegen den Le Süeur ausnimmt. Wenn sie geübter mit der Feder wären, so würden sie uns vielleicht eben so oft und eben so sonderbar mit ihren Streitschriften belustigen, als so viele Gelehrten bisher gethan haben. Die Maler, die Bildhauer und Kupferstecher machen zusammen eine Academie aus; das Verdienst allein öfnet ihnen den Eingang, und sie ist nicht etwan eine Gesellschaft träger Müßiggänger und unnützer Schwätzer.

Streitigkeiten

verschiedener

Gesellschaften.

Streitigkeiten
verschiedener
Gesellschaften.

Ich verstehe darunter nicht allein die geistlichen Orden, sondern alle andern gelehrten Gesellschaften. Bald hat eine Gesellschaft mit der andern, bald eine einzelne Person mit einer ganzen Gesellschaft Streit gehabt. Ich mache daher zwo Abtheilungen, von denen die erste die Streitigkeiten von der erstern Art, die zweyte aber die von der zweyten Art enthalten wird.

Erste Abtheilung.
Streitigkeiten Einer Gesellschaft mit der andern.

Die Universität zu Paris und die Bettelmönche.

Man muß diesen Streit in das Jahr 1228 unter die Minderjährigkeit des heiligen Ludewigs, und die Regierung der Königin Blanca setzen. Diese Mönche wollten mit Gewalt

Gewalt einen theologischen Lehrstuhl haben, die Universität aber hatte nicht Lust ihnen denselben einzuräumen, und die Anzahl der Professoren zu vermehren. Die Bettelmönche hüteten sich zwar offenbare Gewalt gegen eine Gesellschaft zu gebrauchen, welche sich für ihnen fürchtete, und sie haßte: sie wußten sich aber die Umstände geschickt zu Nutze zu machen, um zu ihrem Endzwecke zu gelangen.

Sie wählten dazu die Zeit, da die Universität aus einander gegangen war, und sich in verschiedene Städte des Königreichs zerstreuet hatte, woran das Mißvergnügen über die Regierung Schuld war, als welche ihr, wegen des von den Soldaten an einigen ihrer Schüler begangenen Mordes, nicht Gerechtigkeit hatte wiederfahren lassen. Die Schüler führten damals eine sehr ausschweifende Lebensart; sie zankten und schlugen sich; traten Gesetze, Sitten und Wohlanständigkeit mit Füssen; lagen stets den Bürgern oder der Wache in den Haaren, und wurden durch ihre Privilegia in diesen Unordnungen noch mehr bestärkt; a) es waren

a) Man kann aus der Art, wie sich die Schüler an einem Stadtvogte zu Paris rächten, sehen, wie fürchterlich sie waren. Dieser Prevot hatte einen Schüler aufhängen lassen, und mußte, auf Befehl des Hofes, ihnen Abbitte thun, und nach Rom gehen, um daselbst Absolution zu holen. Der Official zu Paris hatte durch einen Umlauf allen Pfarrern ansagen lassen, daß sie, mit dem Volke, in Procession vor das Haus des Prevots gehen,

waren auch schon ziemlich erwachsene Leute unter ihnen, und in einem Alter, wo man heut zu Tage schon den wichtigsten Aemtern vorsteht, saß man damals noch auf den Schulbänken. Die Nothwendigkeit erfoderte demnach, daß man einmal diesem Unwesen zu steuern suchte; welches denn Ursache war, daß die Universität mit ihren Klagen nicht gehöret ward.

Besonders ließen sichs die Dominicaner angelegen seyn, aus der Zerstreuung der Universität Vortheil zu ziehen. So bald sie dieselbe theils zu Reims, theils zu Angers sahen, meldeten sie sich zu öffentlichen Lehrern, und erhielten einen theologischen Lehrstuhl. Sie blieben nicht allein im Besitz desselben, als die Universität nach vier Jahren wieder hergestellt ward, sondern wollten auch noch einen dazu haben. Die Universität suchte es durch ein Decret zu hintertreiben, in welchem sie verordnete, daß kein Closter von Regularen in ihrer Gesellschaft zween öffentliche Lehrstühle haben sollte, ohne daß man sich iemals darauf berufen könnte, wie es ihnen erlaubt sey, ihren Ordens-

gehen, mit Steinen an dasselbe werfen, und dabey sagen sollten: „Entferne dich, verdammter Sa„tanas, erkenne deine Gottlosigkeit; schaffe der „Kirche, unserer Mutter, Genugthuung, deren „Freyheit du verletzet hast: widrigenfalls soll dein „Theil seyn mit Dathan und Abiram, welche die „Erde lebendig verschlang.„ Fleury Kirchengeschichte t. 19. p. 84.

Ordensbrüdern so viel Lectionen zu lesen, als es ihnen beliebte.

Die Dominicaner waren mit dieser Verordnung sehr schlecht zufrieden. Die Universität aber machte indeß noch eine andere, vermöge welcher keiner zum öffentlichen Lehrer sollte angenommen werden, der nicht zuvor ihre gemachten Verordnungen beschworen hätte. Dieß war für die Dominicaner eine neue Gelegenheit, sich widerspenstig zu bezeugen. Man fieng an sich zusammen zu rotten, zu schmähen und zu schimpfen. Die Universität jagte endlich alle Dominicaner aus, und machte ihre Ausschließung öffentlich kund.

Das Decret ward, nach Gewohnheit, in allen Schulen bekannt gemacht. Die Pedelle, die es den Predigermönchen vorlesen sollten, geriethen in große Gefahr. Sie hatten kaum die Ursache ihrer Ankunft gemeldet, als alle Mönche, die in großer Anzahl da waren, mit erschrecklichem Geschrey und Schimpfen über sie herfielen, dem, der lesen wollte, das Papier aus den Händen rissen, und den andern blutrünstig schlugen. Der Rector gieng endlich, nebst drey Magistern, in eigener Person zu ihnen; er ward aber nicht besser empfangen, und kehrte unverrichteter Sachen wieder zurück. a)

Die Dominicaner dachten indeß auf Rache, und machten der Universität allerhand Vorwürfe, als ob sie die Religion und den Staat untergrübe; Statu-

a) Fleury Kirchengesch. 17. 499.

Statuten wider Gott und die allgemeine christliche Kirche gemacht, und sich wider die Ehre des Königs und des Königreichs verschworen habe. Aber bey allen diesen schimpflichen und schrecklichen Vorwürfen verlohr sich dennoch bey ihnen die Begierde nicht, in eben die Gesellschaft aufgenommen zu werden, die sie so verlästerten.

Sie wendeten sich deßwegen an den Grafen von Poitiers, an die Königinn Blanca, und hauptsächlich an den Pabst. Sie erhielten vom Pabst Innocentius IV ein Commissionsdecret an den Bischof zu Evreux, welcher die Ausführung der Sache einem Canonicus zu Paris auftrug. Dieser Canonicus, Namens Lucas, war ein grosser Anbeter dieser Mönche, und diente ihnen auf eine sehr seltsame und ungestüme Weise. Ohne iemand vorzuladen, ohne die Vertheidigung der Universität zu hören, oder sich nach der Gestalt der Sache zu erkundigen, untersagte er allen Lehrern der Theologie, der Rechte und der Medicin, ihre Vorlesungen, und den Schülern dieselben zu hören. Dieses Verbot ließ er in allen Kirchspielen zu Paris bekannt machen.

Die Universität ließ, zu ihrer Vertheidigung, häufige Abschriften von dem Decret wider die Dominicaner machen, und allenthalben austheilen. Sie ließ im Jahr 1253 ein Circularschreiben an alle Bischöffe herum gehen, in welchem sie dieselben um ihren Beystand in den gegenwärtigen Umständen ersuchte.

Es hatten sich schon Prinzen, verschiedene Bischöffe, und der Pabst selbst wider dieselbe erklärt. Die Predigermönche und Minoriten wünschten nichts so sehr, als sie gedemüthigt zu sehen: aber es wiederfuhr ihnen, mitten unter ihrem Triumphe, ein sehr empfindlicher Streich. Eben der Pabst, Innocentius IV, der bisher den Regularen so günstig gewesen war, ward ihnen auf einmal zuwider. Man hatte ihm ihr verstelltes, stolzes und interessirtes Verfahren offenbart. Er setzte daher, durch ein Decretale, ihren Anfoderungen Schranken; er verbot den Regularen, an Sonn- und Feyertagen Pfarrkinder in ihre Kirchen kommen zu lassen; ihnen das Sacrament der Buße, ohne Erlaubniß des Pfarrers, zu geben; in ihren Kirchen zu der Zeit zu predigen, wenn in der Pfarrkirche gepredigt würde; oder selbst in den Pfarrkirchen zu predigen, wenn sie nicht von dem Pfarrer darzu berufen würden; und endlich keine von den geistlichen Verrichtungen zu übernehmen, die nur einem Pfarrer zukommen.

Niemand erschrack mehr darüber als die Dominicaner; ihr General ordnete in allen Kirchen Gebete an. Man erzählt, daß in einer ihrer Kirchen zu Rom ein Mönch, indem die andern sehr andächtig die Litaney sangen, bemerkte, wie die heil. Jungfrau, die mit dem Kinde Jesus auf dem Altare stand, verschiedenemal zu ihm sagte: **Mein Sohn, erhöre sie doch!** Der Pabst starb bald darauf, und man hat daher ein Sprichwort

wort am römischen Hofe: Für der Litaney der Predigermönche, behüt uns lieber Herre Gott!

Die Jacobiner wurden durch das Decret Innocentius IV ein wenig schüchterner gemacht, daß sie auf ihre Wiederherstellung bey der Universität nicht so eifrig drangen. Nicht eher als unter dem Pabste Alexander dem vierten fiengen sie wieder an Ernst zu brauchen. Dieser Pabst widerrief das Decretale seines Vorfahren. Er gab Bullen über Bullen, um die Herrschaft der Regularen immer weiter auszubreiten: aber er fand in Frankreich von Seiten der Universität stets Widerstand.

Sie konnte nicht einmal den Namen Dominicaner, Franciscaner, Bettelmönche u. s. w. nennen hören. Da sie alle diese Orden, ohne Unterschied, aus ihrer Gesellschaft verbannt wissen wollte, trug sie ihre Sache dem Willhelm de Saint-Amour, einem eben so sonderbaren als berühmten Manne seiner Zeit, auf. Dieser widerstand nicht allein beherzt allen Orden, sondern auch dem Pabste selbst.

Willhelm de Saint-Amour war aus einem Dorfe dieses Namens in der Grafschaft Burgund. Ein Canonicat zu Beauvais war sein ganzes Glück. Seine Feder, und seine beständige Bemühung die Mönche zu entlarven, war sein vornehmstes Verdienst. Er ist einer von den leidlichsten Schriftstellern des dreyzehnten Jahrhunderts. Wir haben von ihm drey Werke

wider die Bettelmönche. Das erste ist betitelt: **Der Pharisäer und der Zöllner**; das zweyte: **Von den Gefahren der letzten Zeiten**; und das dritte: **Sammlungen aus der heil. Schrift.**

Das Buch, **von den Gefahren der letzten Zeiten**, machte am meisten Lärm, und ist mit vieler Geschicklichkeit geschrieben. Der Verfasser bittet gleich anfänglich, daß man auf niemand die Anwendung damit machen solle; er versichert, daß es gar nicht seine Absicht sey, irgend einen Orden, der von der Kirche gebilliget wird, verdächtig zu machen: aber diese Versicherung ist eine List, ein Mittel, wodurch er den Bettelmönchen die zugedachten Stöße um so viel sicherer zu versetzen gedenkt.

Unter andern merkwürdigen Sätzen dieses Buchs finden sich auch folgende: „Alle diejeni„gen, welche predigen, ohne dazu verordnet zu „seyn, sind falsche Propheten, und wenn sie sogar „Wunder thun könnten. Nur die Bischöffe und „Pfarrer haben in der Kirche einen rechtmäßigen „Beruf zu predigen; die Bischöffe sind an die „Stelle der Apostel, und die Prediger an die „Stelle der zwey und siebzig Jünger getreten. „Man wird sagen, daß man zum Predigen nur „ein gewisses Ansehen haben müsse; aber der „Pabst würde sich selbst Schaden thun, wenn er „seine Brüder, die Bischöffe, nicht bey ihren Rech„ten schützte. Das einzige Mittel, das Predigen „der falschen Apostel zu hintertreiben, ist, daß

„man

„man ihnen keine Einkünfte davon zuläßt; wenn „diese wegfallen, so werden sie schon von selbst „aufhören. Wenn man mich fragt, was es scha„det, seinen Unterhalt zu erbetteln, so antworte ich: „Alle diejenigen, die sich vom Betteln nähren, „werden Schmeichler, Verläumder, Lügner. „Wenn man weiter mir sagt, daß es eine Voll„kommenheit sey, alles um Jesu Christi willen zu „verlassen und betteln zu gehen, so behaupte ich „dagegen, daß nur darinne die Vollkommenheit „bestehe, wenn man alles verläßt, und Jesu Chri„sto in der Ausübung guter Werke nachfolgt, „das ist, wenn man arbeitet, und nicht betteln „geht. Man findet nirgends, daß der Heyland, „oder seine Jünger, gebettelt hätten; sie arbeite„ten vielmehr mit ihren Händen, um ihren Un„terhalt zu verdienen. Selbst die menschlichen „Gesetze sind allen gesunden Bettlern zuwider. „Warum will man das in der Kirche gestatten, „was im Policeywesen untersagt ist? Die lächer„liche und schimpfliche Menge der Bettelmönchs„klöster muß nothwendig den Städten zur Last „fallen. Man heiligt dadurch den Müßiggang, „und dieser, nebst einer pharisäischen Schein„heiligkeit, und einer guten Gabe zu prahlen, „setzt die Einfältigen im Volk in Contribution.„

Der Verfasser glaubt durch diese Züge alle geistlichen Orden, die Bettelmönche, Carmeliter, Jacobiner, Franciscaner, Augustiner, (denn die andern, als Capuciner, Jesuiten, Barfüßer, Minimen, waren noch nicht gestiftet,) geschildert zu

haben. „Sie stellen sich, sagt er, als ob ihnen „das Heil der Seelen weit mehr am Herzen läge, „als denen verordneten Hirten. Sie rühmen „sich, der Kirche große Dienste geleistet zu haben. „Sie schmeicheln denen Menschen mit großen „Vortheilen, und schleichen sich gern an den Hö„fen der Fürsten ein. Sie bedienen sich aller„hand Kunstgriffe, um zeitliche Güter an sich zu „reißen. Die Wahrheiten, die ihnen mißfallen, „werden von ihnen verfolgt und als verwerflich „vorgestellt. Sie reden so lange zu, bis man sie „aufnimmt; sie wollen aber nichts erdulden, und „werden bald böse, wenn man ihnen nicht immer „eine köstliche Tafel zubereitet. Wehe dem, der „es sich gelüsten läßt, etwas genauer auf sie Ach„tung zu geben: sie wissen bald den weltlichen „Arm wider ihn zu bewafnen! Ob sie gleich, ih„rem Stande nach, von aller Welt abgesondert „sind, so mengen sie sich doch in alles, und schal„ten mit geistlichen Pfründen und Würden nach „ihrem Gefallen.„

Ob dieses gleich eine heftige Satyre wider die Bettelmönche ist, so ist es doch eben auch keine Schutzschrift für die andern wohlbegüterten Mönche, die durch das Gelübde des Gehorsams die größten Despoten geworden, und durch ihr Gelübde der Armuth zu ansehnlichen Einkünften gelangt sind.

Der heil. Thomas von Aquino, und der heil. Bonaventura nahmen ein ieder die Vertheidigung seines Ordens über sich. Sie gaben eine Schutz-

schrift für den freywilligen Bettelstand heraus, und behaupteten, daß er einer von den evangelischen Tugenden sey; daß diejenigen, die sich in denselben begäben, da sie gesund wären, und folglich das Mittel wider die Armuth in den Händen hätten, allen andern Armen vorzuziehen wären; daß die Bettelmönche erschrecklich verläumdet würden; daß sie dem gemeinen Wesen gar nicht zur Last seyn könnten, indem sie dasselbe durch Lehren und Predigen ohne Unterlaß erbaueten.

Bonaventura indeß läßt sich über den letzten Punct nicht sehr heraus; er beklagt sich so gar in seinem Buche, **von der Armuth Jesu Christi, nebst einer Vertheidigung der Armen**, darüber, daß zu seiner Zeit die Minoritenbrüder ganz aus der Art geschlagen wären. Er wirft ihnen vor, daß sie sich zu sehr in weltliche Händel mischten; daß sie sich gern bey Sterbefällen brauchen ließen, und in die Testamenter einschlichen, wodurch sie sich den Haß der Pfarrer auf den Hals zögen; daß sie mit großen Kosten prächtige Gebäude aufführten; daß sie eben so sehr auf listige Streiche als dem Guten nachsönnen; daß sie durch eine unverschämte Aufführung gegen die, die sie beherbergen, sich bey ihnen verhaßt machten; daß sie mit einer so gebieterischen und beschwerlichen Art Almosen foderten, daß man sich daher eben so sehr fürchtete einem Franciscaner als einem Räuber zu begegnen.

Der Abt Fleury macht dabey die sehr vernünftige Anmerkung, „daß der größte Schade

„dieser Vertheidigung der Bettelmönche der sey, „daß ihnen dadurch die Handarbeit verhaßt ge„macht, und dagegen das Betteln als eine sehr „rühmliche Sache vorgestellt würde.„ So hat man diesen Dingen eine ganz andere Gestalt gegeben. Ein Dichter sagt daher in einem Briefe über den Ackerbau:

a) „Der heil. Benedictus gefällt mir „ziemlich wohl; er behauptet wenigstens, „daß seine beschornen Kinder zu leben ver„dienten, wenn sie eine nützliche Handthie„rung trieben; wenn sie pflügten, Bäume „zu Kähnen aushölten, oder wüste Felder „fruchtbar machten. Aber mit dem ehr„lichen

a) J'aime assez saint Bénoît, il prétendit du moins,
Que ses enfans tondus, chargés d'utiles soins,
Méritassent de vivre en guidant la charrue,
En creusant des canots, en défrichant des bois:
Mais je suis peu content du bon homme François;
Il crut, qu'un vrai chrétien doit gueuser dans la rue,
Et voulut, que ses fils, robustes fainéans,
Fissent serment à Dieu de vivre à nos dépens.

„lichen Franciscus bin ich sehr wenig zufrie„den; er glaubte, ein wahrer Christ müsse „auf den Straßen herum betteln gehen, „und wollte, daß die gesunden und starken „Müßiggänger, seine Söhne, durch einen „Eid angeloben sollten, auf unsere Kosten „zu leben.„

Indessen muß man diesen Mönchen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie nicht alle aus Noth betteln gehen. Einige von ihnen suchen, nach der Anmerkung des Verfassers der historischen **Versuche**, nur deßwegen von Haus zu Hause Almosen, um sich ihres Reichthums nicht zu überheben.

Die Predigermönche und Minoriten waren übrigens mit dieser Widerlegung der Schriften des Saint-Amour noch nicht zufrieden, sondern suchten auch seine Person bey allen europäischen Mächten verdächtig zu machen. Sie sahen wohl, daß er ihrer Aufnahme in die Universität das wichtigste Hinderniß in den Weg legen konnte: sie beschuldigten ihn demnach, daß er Schmähschriften wider den Pabst verfertigt habe, und glaubten dadurch seinen Untergang zu befördern.

So falsch diese Beschuldigungen auch waren, so ward doch Saint-Amour deßwegen zur Rede gesetzt, und mußte sich so wohl bey dem Bischoffe zu Paris, als auch in einer Rede, die er in der Kirche des heil. Innocentius hielt, und endlich vor denen versammelten Bischöffen der Diöcesen Sens und Reims vertheidigen.

Die Universität selbst nahm sich seiner wider die Verfolgungen der Bettelmönche an. Sie hätte ihn hauptsächlich gern mit dem römischen Hofe wieder ausgesöhnt. Sie schickte einige Doctoren aus ihrem Mittel, unter denen sich Saint-Amour selbst mit befand, nach Rom, welche verhindern sollten, daß er und seine Schriften nicht verdammt würden.

Diese Abgeordnete hatten zweyerley zu thun: erstlich zu verhüten, daß der Tractat **von den Gefahren der letzten Zeiten** nicht verdammt werden möchte; und dann zweytens, daß das Verdammungsurtheil über das **ewige Evangelium** des Johann von Parma, der damals General der Minoriten war, ausgesprochen würde. Dieses Buch, das voller ausschweifenden Träume war, verdiente mehr verachtet als untersucht zu werden.

Die Dominicaner aber kamen dieser Deputation durch eine andere von ihrer Seite zuvor. Sie legten dem Pabste das Buch **von den Gefahren der letzten Zeiten** vor, und das Verdammungsurtheil war darüber schon gefällt, ehe noch die Deputirten der Universität zu Rom ankamen. Es war als ein gottloses, strafbares und abscheuliches Buch verworfen; die Abgeordneten setzten aber ihre Reise dem ohngeachtet fort. Der Pabst befand sich damals in der kleinen Stadt Agnania, und als die Deputirten daselbst ankamen, unterschrieben sie alle das Verdammungsurtheil, den Saint-Amour allein ausgenommen,

als

als welcher sich so wohl vertheidigte, daß man ihn ungehindert wieder fortließ.

Kaum aber war er wieder auf dem Wege nach Paris, als er einen Brief vom Pabste erhielt, worinne ihm untersagt ward Frankreich ie wieder zu betreten, und daselbst zu lehren oder zu predigen. Ein anderer Brief war zu gleicher Zeit an den König Ludewig den heiligen abgegangen, worinne er ersucht ward, zur Ausführung des päbstlichen Willens hülfliche Hand zu leisten. Der Doctor sahe das Ungewitter allenthalben aufgezogen, und begab sich nach seinem Geburtsorte Saint-Amour. Johann von Meun nahm daher Gelegenheit in seinem Roman von der Rose zu sagen:

a) „Aus diesem Königreiche verbannt zu „werden, mit Unrecht, wie Meister Willhelm von Saint-Amour, den die Heucheley aus großem Neide ins Elend „trieb.„

Der Pabst, der diesen Feind derer auf ihren Stand hochmüthigen Bettelmönche, und diese würdige Stütze der Universität verdammte, war der den Mönchen ganz und gar ergebene Alexander

a) Etre banni de ce royaume,
A tort, comme fut maître Guillaume
De Saint-Amour, qu'hypocrisie
Fit exiler par grande envie.

der IV, der, um ihre Rechte entweder zu schützen, oder weiter auszudehnen, nie müde ward, mit Bullen, als mit Blitzen um sich herum zu schleudern; der ohne Unterschied Professoren, Schüler und Pedelle in den Bann that, die sich unterstanden die Rechte ihrer Gesellschaften zu vertheidigen; der alle erlaubte Repressalien, alle Vertheidigungsschriften, alle Wahrheiten, wenn sie vielleicht ein wenig zu hart vorgetragen wurden, für Schmähschriften hielt.

Endlich brachte er es durch Drohungen und Censuren so weit, daß die Bettelmönche bey der Universität aufgenommen wurden; sie wurden aber unter keiner andern Bedingung durch das Decret vom 21 Februar 1259 aufgenommen, als daß sie allzeit in den Versammlungen und Unterschriften den letzten Platz behalten sollten.

Die Dominicaner und Franciscaner.

Diese beyden Orden haben einander stets in den Haaren gelegen. Man hat Altäre gegen Altäre, Schulen gegen Schulen angelegt.

Und wie sollte man auch etwas anders vermuthen können, da beyde Orden auf einerley Vorzüge

züge Anspruch machten. Sie wollten beyde die Direction über die Gewissen unserer Könige, und der Kayser aus dem österreichischen Hause haben, zum großen Verdruß der Völker, die es nicht gern sahen, daß Mönche Beichtväter ihrer Regenten waren, und sich über diese Gewohnheit öfters beschwerten, wie man noch aus verschiedenen hier und da verborgenen Handschriften sehen kann, die wir von diesen Zeiten haben. Sie stritten sich um den Titel der Inquisitoren, und die geheiligte Barbarey, unschuldige Opfer verbrennen zu lassen. Sie wollten beyde Rathgeber der Großen seyn, und das blinde Vertrauen des gemeinen Volks haben; ein Orden wollte mehrere Clöster, mehr auf den Universitäten zu befehlen, berühmtere Prediger haben, als der andere, und die vornehmsten geistlichen Würden, der Bischöffe, Cardinäle, ja des Pabsts selbst, allein besitzen. Diese ihre Mißgunst gegen einander gab zu allen Zänkereyen Anlaß, die sich zwischen ihnen zugetragen haben.

Die beyden Partheyen der Scotisten und Thomisten, die einander stets in den Haaren lagen, brauchten alle Arten von Sophistereyen, von unverständlichen Geschwätzen, von Schimpf- und Schmähreden gegen einander, und was diese nicht vermochten, das ward durch Schläge ausgerichtet. Ein Haufen unnützer Fragen wurden alle Augenblicke von ihnen auf die Bahn gebracht, die ich hier nicht berühren mag, weil sie zu meinem Vorhaben nicht gehören. Ich überlasse es Köpfen,

die sich gern mit Lappereyen beschäftigen, daß sie uns ihre quidditates, ihr universale der Sachen, und ihr universale der Gedanken begreiflich machen.

Eine von den beträchtlichsten Streitigkeiten, die entstanden sind, betrifft die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria. Ein Dominicaner, Namens Johann von Monson, Doctor und Professor der Theologie, ein unruhiger und stürmischer Geist, der sich mit seiner Schulgelehrsamkeit einen großen Namen machen wollte, vertheidigte im Jahr 1387 zu Paris, in dem Saale des heil. Thomas, öffentlich eine Disputation, in welcher sich vierzehn Sätze befanden, die man für irrig erklärte, und von denen drey oder viere der Lehre von der unbefleckten Empfängniß zuwider waren.

Dieser Doctor behauptete nicht allein, daß die Jungfrau Maria in der Erbsünde empfangen und gebohren sey, sondern auch, daß es ein Irrthum wider die Glaubenslehren sey, wenn man das Gegentheil behaupten wollte. Diese Meynung war der Lehre der Franciscaner Schnur gerade entgegen. Sie lehrten, mit dem Johann Scotus, daß die Jungfrau Maria ohne Erbsünde gewesen sey. Man sehe, wie der Doctor subtilis seine Meynung zu behaupten pflegte: „Gott, sagte „er, hat die Maria ganz ohne Erbsünde zur Welt „kommen lassen können; oder er hat sie nur einen „Augenblick in derselben lassen können; oder er „hat sie auch eine Zeit lang darinne lassen, und

„sie

„sie hernach davon reinigen können.„ Diese drey möglichen Fälle unterstützte er mit Gründen, und schloß weiter also: „Gott weiß, welches von die-„sen dreyen Mitteln er gebraucht hat; es scheint „aber billig, dasjenige von der Maria zu behaup-„ten, was ihrer Ehre am vortheilhaftesten ist, in „so fern es nicht wider die heil. Schrift, und die „Lehren der Kirche läuft.„

Die Franciscaner nun, die über die Verwegenheit des hitzigen Dominicaners aufgebracht waren, widerlegten die Sätze seiner Disputation, hetzten die Universität wider ihn auf, und wollten seine Meynung der strengsten Censur unterworfen haben. Monson sollte einen Widerruf thun; aber Monson that ihn nicht. Die Universität verdammte ihn hierauf, und erklärte seine Sätze für verwegen, ärgerlich, und dem Gewissen der Gläubigen schädlich.

Auf der andern Seite that der Bischof zu Paris den Dominicaner in den Bann, und befahl, daß er gefangen genommen, und den weltlichen Richtern übergeben werden sollte. Man machte sich neinlich Hofnung, daß die Inquisition am ersten zugreifen würde; aber der Inquisitor war ein Dominicaner, und das war ein Glück für seinen Mitbruder. Monson bekam unterdessen Anhänger, und die Verfolgung nahm mit ihnen zu. Einige mußten auf die schimpflichste Weise widerrufen; andere wurden ins Gefängniß geworfen; die meisten aber entgiengen ihrer Strafe durch die Flucht. Den Bischof zu Evreux,

und Beichtvater Carls des vierten, konnte selbst seine hohe Würde nicht gegen alle Widerwärtigkeiten schützen.

Die Universität, welche besorgte, die Meynungen des Monson möchten die Oberhand behalten, schloß durch ein Decret alle die von ihrer Gesellschaft aus, die nicht durch einen Eidschwur sich von den Sätzen dieses Dominicaners lossagen würden, und machte zugleich die Verordnung, daß eben dieser Eid mußte geleistet werden, wenn iemand künftig zu den academischen Würden gelangen wollte. Die Thomisten wollten sich diesen Eid nicht aufbürden lassen, weil sie diese Censur als eine Verletzung ihrer Lehren ansahen. Die Dominicaner mußten sich darüber aus der Facultät vertreiben lassen, und würden nicht eher als im Jahr 1401, durch Vermittelung des Königs, und unter der Bedingung, daß sie sich dem Decret unterwürfen, in selbige wieder aufgenommen.

Monson, den eben diese Facultät, und der Bischof zu Paris verdammt hatten, appellirte an den Stuhl zu Rom. Clemens VII ernannte Commissarien; da aber der Dominicaner sahe, daß ihm diese nicht günstig waren, gieng er selbst wieder von ihnen ab, und unterwarf seine Sache dem Ausspruch des Urbanus. Diesem fürchterlichen Mitwerber des Clemens diente der aufrührische Mönch, von dieser Zeit an, mit seiner an Schmähschriften fruchtbaren Feder, und ließ seine ganze Wuth an der Gegenparthey aus.

Der Streit über die unbefleckte Empfängniß ist nachher verschiedenemal wieder erneuert worden. Es sind darüber auf den Universitäten, am römischen Hofe, und auf verschiedenen Kirchenversammlungen große Unruhen entstanden. Jede Parthey ergriff die Umstände, die sie für die vortheilhaftesten hielt; aber die Verordnungen, die über diese so oft bestrittene Materie gemacht worden, haben die Sache dennoch unentschieden gelassen.

Ob sich gleich, auf einer Seite, das Concilium zu Basel für die unbefleckte Empfängniß erklärt, und darüber ein Decret abgefaßt hat, so hat doch, auf der andern, das Concilium zu Trident keinen Ausspruch in der Sache zu thun gewagt. Dieses Concilium läßt einem ieden die Freyheit zu glauben, was er will, und sagt nur, daß es die Jungfrau Maria von dem allgemeinen Fluche der Erbsünde ausnähme, und daß man sich darüber an die Constitutionen Sixtus des vierten halten solle. Sixtus IV aber, ob er gleich ein Franciscaner, und daher ein Feind der Thomisten war, hat mit seinem Banne zurück gehalten, und es der christlichen Kirche frey gestellt, die unbefleckte Empfängniß der Maria zu glauben, oder nicht zu glauben.

Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts wollte ein Jesuit, Namens Maldonat, diesen Streit als ein Problema, die Universität zu Paris aber als einen Glaubensartickel angesehen haben. Es traten einige Bischöffe auf die Seite

des Jesuiten; der zu Paris, mit Namen Peter de Gondi, that den Syndicus und den Dechant der Facultät in den Bann. Diese beyden Doctoren sahen dieses für einen Mißbrauch der bischöflichen Gewalt an, und appellirten ans Parlament. Die Sache ward in Gegenwart des Bischofs untersucht, und das Parlament sprach die beyden Doctoren ad cautelam los, ließ sich aber weiter auf nichts ein. Der Pabst, Gregorius XIII, bestätigte indeß den Ausspruch des Bischofs zu Paris.

Die Gottesgelehrten behaupten heut zu Tage insgemein die unbefleckte Empfängniß der Maria; sie vertheidigen dieselbe aber nur als eine fromme Meynung, nicht aber als einen Glaubensartickel. Weder die heil. Schrift, noch die Kirchenväter, haben die Maria von dem wider alle Menschen gegebenen Gesetze ausgenommen.

Die Wundenmäler des heil. Franciscus sind außerdem noch eine Gelegenheit zum Streit zwischen den Dominicanern und Franciscanern gewesen. Die letztern halten sie für das größte und wahrhafteste Wunderwerk. Ihr Patriarch, sagen sie, stets in tiefe Betrachtungen versenkt, von Fasten und Wachen ganz ausgetrocknet, und von der Liebe der Leiden erhitzt, sahe schnell einen Seraph mit sechs brennenden und glänzenden Flügeln aus dem Himmel herab kommen. Zwischen seinen Flügeln hatte er einen ans Creuz gehefteten Menschen, mit ausgestreckten Händen und Füßen. Zween Flügel erhoben sich über das

Ange-

Angesicht des Seraphs, mit zween flog er, und mit den zween übrigen bedeckte er seinen Cörper. Fünf Strahlen giengen aus den fünf Wunden des Gecreuzigten, und berührten mit ihren Spitzen die nemlichen fünf Theile an dem Cörper des heil. Franciscus. Das Gesicht verschwand, und der Heilige behielt an seinen Händen und Füßen die Zeichen der Nägel, so wie er sie an dem Bilde des Gecreuzigten gesehen hatte. Mitten durch seine Hände und Füße schienen Nägel gegangen zu seyn, so daß man in dem Inwendigen der Hände und oben auf den Füßen die Eindrücke der Nägelkoppen, auf der andern Seite aber die Spitzen, und wie sie durch das Fleisch gegangen waren, ganz deutlich sehen konnte. In seiner rechten Seite ward man eine Wunde, einem Lanzenstiche ähnlich, gewahr, welche öfters Blut laufen ließ.

So sorgfältig auch Franciscus diese Maalzeichen zu verbergen suchte, so konnte er doch nicht hindern, daß man sie an seinen Händen und Füssen nicht bemerkt hätte; aber die Seitenwunde blieb lange Zeit verborgen. Nur drey Brüder, die es listig genung anzufangen wußten, kamen endlich dahinter. Bruder Leo sahe sie besonders sehr deutlich. „Dieser Mensch, von einer wun„derbaren Einfalt, und der beständige Begleiter „des Heiligen, kam mit der Hand, da er ihm zum „öftern die Schultern streichen mußte, weil er im„mer Schmerzen daran empfand, von ohngefehr „auf die Wunde, welches dem heil. Manne einen

„großen Schmerz verursachte. Von dieser Zeit „an trug er Beinkleider, die bis an die Schultern „herauf giengen, und also diese Wunde bedeckten; „aber die Brüder, die seine Nachthosen wuschen, „oder seinen Oberrock ausklopften, fanden immer „Blut daran kleben. Nach seinem Tode end„lich ward diese Wunde eben so offenbar, als die „andern.„

Die Dominicaner wagten es nicht einen Umstand zu bestreiten, der so unwidersprechlich schien. Sie wollten daher lieber mit ihren Nebenbuhlern eine Ehre theilen, die sie ihnen nicht rauben konnten. Sie brachten eine Heilige aus ihrem Orden vor, Namens Catharina von Siena, und behaupteten, daß sie eben so wohl mit Wundenmälern beehrt worden sey, als der heil. Franciscus.

Man bilde sich nicht ein, daß sie wegen des Beweises zu ihrem Vorgeben, in großer Verlegenheit gewesen wären. Sie hatten zwar weiter keinen, als von der Heiligen selbst und von ihrem Beichtvater. Sie schrieb an ihn: „Sie wissen, „ehrwürdiger Vater, daß ich die Maalzeichen des „Herrn Jesu an meinem Leibe trage, durch seine „Barmherzigkeit . . . . Ich habe den Herrn „am Creuze mit großem Glanze auf mich herab „kommen gesehen; und durch die Ungeduld mei„ner Seele, die ihrem Schöpfer entgegen eilen „wollte, ist mein kleiner Cörper gezwungen wor„den, sich in die Höhe zu schwingen; so gleich „habe ich von den fünf Narben seiner geheiligten „Wunden fünf Blutstrahlen auf mich herab fallen „gese-

„gesehen, welche auf meine Hände, meine Füße „und mein Herz trafen.„

Dieses Vorgeben der Dominicaner verdroß den Orden der Franciscaner; sie wollten durchaus keine Theilnehmung an der Ehre zulassen, und schrieben heftig, um ihren Gegnern zu beweisen, daß das Privilegium ihres Stifters ein ausschliessendes Privilegium sey. Die Franciscaner wandten sich an den Pabst, um wegen der Beleidigung, die ihnen, ihrer Meynung nach, von den Dominicanern wiederfahren war, Genugthuung zu erhalten.

Der damals lebende Pabst, Sixtus IV, war einer von ihrem Orden. Er nahm sich daher ihrer Sache an, und entschied, daß es nur dem heil. Franciscus gebühre mit Wundenmälern bezeichnet zu seyn; und daß Catharina von Siena diese wunderbaren Eindrücke auf ihren Cörper nicht gehabt habe. Er verbot zu gleicher Zeit, bey sehr harter Strafe, diese Heilige mit besagten Maalzeichen zu malen.

Die Franciscaner, die auf diese Weise den Sieg davon getragen hatten, vergaßen sie von der Zeit an nicht leicht auf den Bildnissen ihres Patriarchen. Man findet überall über den Thüren, und in dem Innern ihrer Häuser, diesen Heiligen mit diesen glorreichen Vorzugszeichen vorgestellt.

Die Franciscaner, sagt ein gewisser Autor, hätten ihres Stifters wegen weniger streiten, und ihn fleißiger nachahmen sollen. Gott allein kann

einem Heiligen vor dem andern einen Vorzug geben, und sonst muß niemand den seinigen über einen andern wegsetzen.

Allenthalben und in allen Stücken sind die Predigermönche und die Minoriten einander entgegen gewesen. Ihre gegenseitige Eifersucht hat so gar bisweilen Blut vergossen. Zum Beweise kann die grausame Begebenheit mit dem Savanarola zu Florenz dienen. Nur die Franciscaner, welche die ganze Stadt wider diesen Dominicaner aufhetzten, in ihren Predigten wider ihn loszogen, und in seiner Person seinen ganzen Orden verfolgten, brachten es so weit, daß er verbrannt ward. Man sahe damals Thomisten und Scotisten, die sich erboten, zum Beweise der Vortrefflichkeit ihrer Lehre, ins Feuer zu laufen, und sich rühmten, daß sie Wunder thun wollten.

Diese Hitze hat sich nun nach und nach gelegt, so daß man heut zu Tage nichts mehr von diesen Streitigkeiten hört.

Die Universität
und
das königliche Collegium.

Dieses Collegium ist zu allen Zeiten für die Universität ein verhaßter Gegenstand gewesen.

Sie

Sie hat sich bey allen Gelegenheiten dem Vortheile und der Ehre dieser Schule widersetzt. Gleich bey der Stiftung derselben, durch Franz den ersten, machte die Universität große Augen.

Dieser Monarch, der seiner neuen Stiftung allen nur möglichen Glanz geben wollte, zog die berühmtesten Gelehrten in Europa nach Paris, und setzte sie an dieses Collegium. Seine Absicht war, die französische Jugend zu eben so großen Gelehrten, und aus Paris ein zweytes Athen zu machen.

Es war ihm besonders um die Verbesserung des bösen Geschmacks der vorigen Jahrhunderte zu thun. Man weiß, wie damals die Wissenschaften bey der Universität aussahen, welch barbarisches Gewäsche man da trieb, mit was für elenden Pedantereyen und lächerlichen Dingen man die Köpfe junger Leute anfüllte, und was für falsche Begriffe man ihnen beybrachte. Dieser verworrene Unterricht war in der That schlimmer als die Unwissenheit selbst. Man mußte überdem die Lehrer übertheuer bezahlen, von denen man doch weiter nichts als die ersten Anfangsgründe der Sprachen und Wissenschaften stammeln lernte.

Es mußten auf der Universität so gar die öffentlichen Lectionen bezahlt werden. Franz der erste stiftete daher das königliche Collegium, um diesen Dingen eine andere Gestalt zu geben. Die Classen, die zuerst gestiftet würden, waren für die Sprachen. Die gelehrten Männer, die man zu

Lehrern ernannte, mußten die hebräischen, griechischen und lateinischen Schriftsteller umsonst erklären.

Die Nachfolger dieses Monarchen, der den Wissenschaften in Frankreich aufhalf, haben fast alle etwas zur Verherrlichung dieser Stiftung hinzu gethan. Dieses Collegium, welches anfänglich nur zween Professoren hatte, zählt deren heut zu Tage bis auf neunzehn: zween lehren das Hebräische; zween das Griechische; zween die Mathematic; zween die griechische und lateinische Philosophie; zween die Beredsamkeit; viere die Arzeneykunst, die Chirurgie, die Pharmacevtic und die Botanic; zween die arabische Sprache; zween das canonische Recht, und einer die syrische Sprache.

Je nöthiger es war, daß Männer von Genie die Nation unterrichteten, die Jugend denken, urtheilen, und das Schöne bey guten Schriftstellern empfinden lehrten, desto fester hielten die Stützen der Universität über ihren alten Gewohnheiten, und suchten es zu verhindern, daß man ihre Unwissenheit und den Unsinn ihrer Mitbrüder nicht an den Tag brächte.

Es verdroß sie aufs äußerste, öffentliche Schulen von Fremden angelegt, die ihrige verlassen, ihre Einkünfte verringert, und ihren bisherigen Ruhm ihnen entzogen zu sehen. Da war kein Mittel, keine List, deren sie sich nicht bedienten, um diese neue Stiftung in ihrer Geburt zu ersticken. Da sie aber dieselbe beständig vom Könige

unter-

unterstützt sahen, so änderten sie allmählich ihr Betragen. Sie ließen es sich gefallen, daß die königlichen Professoren Unterricht gaben; aber sie verlangten, daß das königliche Collegium nicht als von den andern abgesondert angesehen würde, sondern daß es mit denen alten einen Cörper zusammen ausmachen, einerley Gebräuchen, einerley Regeln, und einerley Statuten unterworfen seyn sollte.

Das war aber die Absicht des Königs gar nicht, als welcher deutlich zu erkennen gegeben hatte, daß sein Collegium nichts mit der Universität gemein haben solle. Dem ohngeachtet blieb die Universität bey ihren Foderungen.

Den ersten Schritt wider das königliche Collegium, um, wenn es möglich gewesen wäre, dasselbe um seine Vorrechte und unter das Joch zu bringen, wagte sie im Jahr 1533. Sie gab eine Bittschrift beym Parlamente ein, welche dahin abzielte, daß es den königlichen Professoren untersagt werden möchte die Bibel zu erklären, ehe und bevor sie sich nicht bey der Universität gemeldet und um Erlaubniß angesucht hätten. Sie wurde hierauf, nebst dem Syndicus der theologischen Facultät, Noel Beda, zu einem Vorbescheide eingeladen.

Der Syndicus führte das Wort für die Universität, und brauchte das gemeine Beste, den Eifer für die Religion, und die Verachtung, in welche die Vulgata fallen würde, zum Vorwande der Beschwerden, die sie wider die königlichen

Pro-

Professoren führte; indem diese alle Augenblicke den hebräischen Text anführten, sich dabey noch der Uebersetzung der septuaginta virorum bedienten, und Editionen zu ihrem Gebrauche wählten, die mehrentheils in Deutschland von Juden oder Lutheranern besorgt worden, und daher sehr geschickt wären den Originaltext zu verfälschen.

Nachdem der Syndicus ausgeredet hatte, fieng der Advocat der königlichen Professoren an zu zeigen, wie lächerlich es sey, solche Männer der Religion wegen verdächtig zu machen, denen man bisher gar nichts über diesen Punct habe vorwerfen können; einen Proceß wider sie zu erheben, nicht weil sie Schaden thun, sondern weil sie Schaden thun könnten; sie vor einen unter dem Könige stehenden Richterstuhl zu fodern, nachdem sie von dem Könige selbst wären gebilligt worden; von ihnen zu verlangen, daß sie die Bedeutung der hebräischen und griechischen Wörter und Redensarten von Männern erlernen sollten, die ganz und gar nichts davon verstünden, und zum Theil die gelehrten Sprachen für Zauberey hielten.

Man weiß nicht eigentlich, was das Parlament für einen Ausspruch gethan hat. Aber die königlichen Professoren fuhren mit ihren Uebungen, unabhängig von der Universität und unter dem unmittelbaren Schutze des Königs, fort.

Im folgenden Jahre, als ein Deutscher zum Professor der lateinischen Beredsamkeit ernennet ward, fieng die Universität ihre Klagen wieder von vorne

vorne an. Die Vorsteher oder Obermeister dieser Schule hielten diese Wahl für ungeziemend, und wollten einen Franzosen an seine Stelle haben. Latomus, oder Le Masson, (so hieß dieser a) Deutsche,) schrieb daher an den berühmten Erasmus: „Die Vorsteher verschiedener Schulen ärgern sich über das Lehramt, das ich bekleide; „ihr Neid ist so groß, daß derselbe auch den fleissigsten Arbeiter abschrecken würde. Ich habe „mich indeß ziemlich fühllos angestellt, und bin „bis diesen Tag glücklich durchgekommen. Ich „schmeichle mir, daß die Stiftung des königlichen „Collegiums selbst der Universität zu großem Nutzen gereichen soll, da dasselbe so geschickte Leute „in Sprachen und Wissenschaften zieht.„ Erasmus, dieses große Genie, welches Franz der erste gern an sich gezogen und zum Vorsteher seines Collegiums gemacht hätte, und auch die andern königlichen Professoren, die mit dem Erasmus in Briefwechsel standen, sprachen ihm Muth zu.

Unter Heinrich II glaubte die Universität den glücklichen Augenblick erlebt zu haben, wo sie das Werk des Königs, seines Vorfahren, über den Haufen werfen könnte. Es war ein Zank zwischen den Schülern entstanden, der bis zum Aufruhr gieng. Sie versammelten sich auf einer Wiese, um sich da mit einander zu schlagen; der Pöbel

a) Er war von Cambron in Hennegau gebürtig.

Pöbel gesellte sich darzu, und die Partheyen zerstreueten sich hernach in den Quartieren der Stadt herum, so daß ein großer Unfug daraus entstand. Die Universität freuete sich darüber, und schob die ganze Schuld auf die königlichen Professoren.

Sie warf ihnen vor, daß sie diesen Aufruhr angestiftet, oder doch wenigstens unterhalten hätten, und daß man beständig dergleichen Unfug haben würde, so lange sie nicht unter der Aufsicht der Universität stünden. Um nun die Professoren unter ihre Verordnungen zu zwingen, gab sie ein Bittschreiben an den König ein; der Cardinal von Lothringen aber, der ein Beschützer des Ramus und der Verdienste war, brachte es so weit, daß die ganze Bittschrift verworfen wurde. Die Universität, die sich dadurch beleidigt fand, brachte hierauf ihre Klagen beym Parlamente an.

Das Parlament wollte die Sache untersuchen. Da aber zu befürchten war, daß dieser Schülerzank, zumal da einige unter ihnen hier und da Pasquille anschlugen, verdrüßlichere Folgen haben möchte, so befahl dasselbe, daß sich die Schüler nicht Truppweise beysammen sollten finden lassen; daß alle öffentliche Schulen, so wohl bey der Universität, als bey den königlichen Professoren, geschlossen werden sollten. Dieser Befehl war für jene weit beschwerlicher, als für diese. Die königlichen Professoren wurden vom Könige besoldet; die bey der Universität aber verlohren alles, wenn sie keine Schüler hatten. Sie schickten daher geschwind eine Deputation an den König,

und

und ließen die Versicherung thun, daß weder sie, noch die königlichen Professoren, an den Meutereyen Schuld wären, und daß dieser Zank unter den Schülern sie fast zur Verzweifelung brächte. Der König nahm die Deputirten sehr gnädig auf, und erkannte sie für gute und getreue Unterthanen. Die Universität, die sich wieder in Gnaden sahe, feyerte diese Begebenheit durch eine solenne Procession und lateinische Reden.

Im Jahr 1568 wagte sie noch verschiedenes wider die königlichen Professoren. Da sie stets besorgte, daß ein Mensch, der viel Griechisch und Hebräisch verstünde, ein Ketzer, oder etwas noch ärgeres wäre, so setzte sie ein Glaubensbekenntniß auf, um es von den Professoren unterschreiben zu lassen; wodurch sie der Ketzerey einen Damm entgegen zu stellen glaubte. Die Universität ist dabey wenigstens in Ansehung der guten Absicht zu entschuldigen; sie überschritt aber die Grenzen ihrer Gewalt, indem sie verlangte, daß die königlichen Professoren, zu Folge dieser Unterschrift, auch ihren Gesetzen, Verordnungen und Statuten sich unterwerfen müßten.

Doch blieb es noch nicht dabey, sondern die Schüler sollten eben dieses Glaubensbekänntniß mit unterschreiben. Nichts ist lächerlicher, als eine solche Foderung.

Das dritte, was die Universität begehrte, war, daß die königlichen Professoren ihren Processionen mit beywohnen sollten. Sie ließ ihnen ansagen, daß sie sich an einem darzu bestimmten Tage bey

den Mathurinern einfinden sollten. Die Professoren kamen, protestirten aber wider eine solche Neuerung, und sagten, daß sie blos aus Achtung gegen den König und den Cardinal von Lothringen gekommen wären. Es setzte bey der Procession einige Rangstreitigkeiten. Ob sie sich nun gleich alles gefallen ließen, so setzten sie doch die Bedingung hinzu, daß es ihren Rechten und den Freyheiten ihres Collegiums keinen Eintrag bringen solle.

Die Universität, die alles dieses bestätigt haben wollte, suchte so gleich beym Parlament um ein Decret an. Sie erhielt auch eins den 21 August eben dieses 1568 Jahres, welches sehr nach ihren Absichten war. Diesem Decret zu Folge sollten alle, welche Unterricht ertheilen, oder künftig ertheilen würden, so wohl in öffentlichen als Privatschulen, selbst die königlichen Professoren, Vorsteher, Regenten, Präceptoren, Lehrmeister, Aufwärter, und was zu besagter Universität gehört, der apostolisch-römisch-catholischen Religion zugethan seyn, und denen Gesetzen, Statuten und Verordnungen besagter Universität Gehorsam leisten, so wohl im Leben und in den Sitten, als in der Art sich anständig zu kleiden, und dem Rector bey allen christlichen und catholischen Handlungen beystehen; und wenn sich einer gefunden hätte, oder noch fände, der oben besagtes nicht beobachtete oder hielte, so sollte es dem Rector besagter Universität, und andern, vor die es gebracht werden könnte, erlaubt und vergönnt seyn, andere Personen

an

an ihre Stelle zu setzen, welche die obgemeldeten Eigenschaften haben.

Man las dieses Decret in der Versammlung der Universität vor, mitten unter einem großen Freudengeschrey. Aber diese Freude war von kurzer Dauer. Man findet nirgends, daß dieses Decret in der folgenden Zeit von einiger Wirkung gewesen sey, und daß die königlichen Professoren der Universität unterwürfig gewesen wären.

Die Universität suchte im Jahr 1625 nochmals ihre Herrschaft zu behaupten. Sie machte sich den Unfug zu Nutze, der in dem königlichen Collegio vorgefallen war, als sich zween Candidaten um den Lehrstuhl des Ramus stritten. Der Rector begab sich selbst in das Collegium, um diesen Streit zu untersuchen. Man begegnete ihm aber daselbst sehr übel; er, der sich beleidigt zu seyn glaubte, brachte so gleich seine Klage beym Parlamente an.

Er foderte Ehrenerklärung und Abbitte; stellte vor, wie nöthig es sey, daß man die königlichen Professoren der Universität einverleibe, sie verhindere, mit ihren Lehrstühlen zu handeln, und allen gleiches Recht anzuhalten gäbe. In Ansehung der beyden Competenten, die sich um den Lehrstuhl des Ramus stritten, schloß die Universität den einen gänzlich aus, weil er nicht von ihrer Gesellschaft war, und bat sich bey dem Parlamente die Bestätigung darüber aus. Alle diese Puncte wurden ihr durch ein Decret vom Monat August 1626 eingeräumt.

In diesem Decrete befiehlt das Parlament benannten Professoren des Königs, die Gesetze, Statuten und Verordnungen besagter Universität zu halten; dem Rector bey Disputationen und andern Handlungen die Achtung und Ehrerbietung zu erweisen, die seiner Würde zukommt; den Processionen, Versammlungen und andern academischen Handlungen beyzuwohnen, wenn sie von besagtem Rector darzu gefodert werden; es befiehlt weiter, daß man den Generalprocurator, auf beschehenes Befragen, von allen Entgegenhandlungen benachrichtigen solle.

Die königlichen Professoren, die gar wohl wußten, daß ihnen das Parlament iederzeit entgegen gewesen wäre, versahen sich auch bey dieser neuen Chicane, die ihnen gespielt ward, zu nichts anderem, als daß sie den kürzern ziehen würden. Sie brachten daher den geheimden Rath auf ihre Seite. Dieser kam mit einem Decret vom 18 Merz 1633 darzwischen, welches nach der Zeit stets scheint beobachtet worden zu seyn. Es wird darinne den königlichen Lehrern und Professoren befohlen, daß sie den Großalmosenier für ihren Superior erkennen sollen; der Universität und dem Rector derselben wird auferlegt, ihn in dieser Würde ungestört zu lassen; doch wird es eben dieser Universität und dem Rector derselben frey gelassen, im Fall die königlichen Professoren etwas wider die Religion und den Staat lehren sollten, an den König davon Bericht zu erstatten.

Die

Die Direction des königlichen Collegii ist nach der Zeit in die Hände des Staatssecretairs gekommen, der die ganzen Angelegenheiten des königl. Hauses zu seinem Departement hat. Der Großalmosenier von Frankreich hat heut zu Tage mit den Professoren nichts weiter zu thun, als daß er sie, ehe sie ihre Stelle antreten, schwören läßt, wobey sie zugleich den Titel der königlichen Räthe erhalten. Der Cardinal und Großalmosenier, Barberin, ist Schuld an dieser Veränderung, indem er bey Besetzung der Stellen bey dem königlichen Collegio immer eine so schlechte Wahl traf, daß daher das ganze Collegium vieles von seiner Achtung verlohr.

Das Decret des geheimden Raths vom Jahr 1633 hat diesen Streitigkeiten ein so glückliches Ende gemacht, daß man, selbst in den Acten der Universität, nicht das geringste findet, woraus man beweisen könnte, daß dieselbe seit der Zeit die geringste Gewalt über die königlichen Professoren gehabt, oder sie zu ihren Processionen gerufen hätte. Sie machen einen von jenem ganz abgesonderten Cörper aus.

Unter dem Ministerio des Herrn de Maurepas waren die Umstände der Universität einmal so günstig, daß sie ihre alten Ansprüche wieder hervor suchte. Der gelehrte Couture, der Professor des königlichen Collegii und zugleich Rector der Universität war, gab dem erstern einmal einen Feyertag, als die Universität eine Procession zu halten hatte. Diese machte daraus so gleich ein Recht,

und ließ in ihre Register eintragen, daß alle ihre Schüler, nebst denen vom königlichen Collegio Urlaub von ihr erhalten hätten.

Die königlichen Professoren beschwerten sich darüber beym Herrn de Maurepas. Dieser ließ so gleich die Stelle, die ihnen anstößig war, auskratzen, und auf dem Rande hinzu schreiben, daß es unter den Augen des Ministers geschehen sey. Der Geschichtschreiber des königlichen Collegii hätte diese Anecdote nicht auslassen sollen.

Es ist zum Erstaunen, daß die königlichen Professoren, der Vorsorge des Hofes ungeachtet, dennoch nicht eher, als unter der Regierung Ludewigs des dreyzehnten, in ein Haus zusammen gebracht worden, um ihre Lectionen darinne zu geben. Sie hatten ehemals ihre Schulen an verschiedenen Orten aufgeschlagen.

Heinrich IV war Willens ihnen ein prächtiges Gebäude aufführen zu lassen. Der Platz war schon ausgesucht, und zwar wo iezt das treguierische und cambraische Collegium stehet. Das Haus sollte große Säle zu den öffentlichen Vorlesungen, bequeme Wohnungen für die Professoren, einen Hof, achtzehen Ruthen lang und zwölfe breit, nebst einer Fontaine in der Mitte, und dann noch ein anderes eben so langes und geraumes Gebäude zur Bibliothec haben. Es waren zu diesem Hause dreyßig tausend Livres bestimmt. Dieses Vorhaben war in der That sehr schön, und würde, wenn es ausgeführt worden wäre, manchen Klagen der königlichen Professoren zuvor gekom-

gekommen seyn. Der unglückliche Tod dieses guten Königs aber beraubte sie eines Vaters. Sein Nachfolger bauete zwar auf dem bestimmten Platze, und legte den 28 August im Jahr 1510 den ersten Grundstein; das Gebäude ist aber nicht fertig geworden.

Man wollte hierauf den königlichen Professoren das Hotel de Nevers, wo ietzt die königliche Bibliothec ist, einräumen. Sie sollten darinne freye Wohnung und höhere Besoldungen erhalten. Aber viele von ihnen waren selbst mit dieser Umquartierung nicht zufrieden, und man ließ die Sachen in ihrer vorigen Gestalt.

Ludewig XIV, dieser gegen französische und selbst gegen ausländische Gelehrte sonst so freygebige und großmüthige Monarch, hat dem königlichen Collegio und den Professoren desselben zum Besten gar nichts gethan.

Ludewig XV hat ihnen zum Vortheil ein Privilegium über den Druck ihrer Werke wieder erneuert: es ist eben dasselbe, welches die drey Academien auch haben.

Man fragt bisweilen, wozu gewisse Professionen am königlichen Collegio nütze sind, weil die Professoren öfters gar keine Schüler haben. Es ist schon viel, wenn iedes Jahr vier oder fünfe heraus kommen, welche die hebräische, syrische oder arabische Sprache gelernt haben. Aber einer Hauptstadt kann alles nützlich seyn, wenn auch der Nutzen nicht so gar beträchtlich seyn sollte. Die arabische und syrische

Sprache kann die Handlung mit der Levante a) erleichtern.

Man lehrt auf andern Schulen ohne Zweifel auch die lateinische Sprache und Beredsamkeit; die königlichen Professoren aber, die eben dieses thun, haben mit jenen nicht einerley Endzweck. Ihre Absicht ist, junge Leute zu Schülern zu haben, die schon aus den niedern Schulen heraus kommen; sie bilden alsdenn den Verstand und den Geschmack bey ihnen, wenn sie schon fähig genung sind zu empfinden und zu urtheilen; so wie man ehemals zu Athen in den Academien verfuhr. Zum Unglück sind die Hörsäle des königlichen Collegii mehrentheils sehr leer.

Ob man gleich heut zu Tage an den Sprachen nicht mehr so viel Geschmack findet, so könnte man doch, ihres großen Nutzens wegen, wieder darauf fallen. Die Stiftung des königlichen Colle-

a) Man erzählt, daß ein Professor der arabischen Sprache, Petit de la Croix, Frankreich im Jahr 1685 von einem betrügerischen Bündnisse abgehalten habe, welches die Tripolitaner mit ihm schliessen wollten. Sie suchten ihn zu bestechen, und boten ihm eine ansehnliche Summe, wenn er in den Tractat tripolitanische Thaler anstatt französischer Thaler setzen wollte. Dieses hätte einen Unterschied von mehr als hundert tausend Livres gemacht. Ein Umstand, der diesem königlichen Professor um so viel mehr Ehre macht, da man die Betrügerey wohl niemals würde entdeckt haben.

Collegii, die durch so viel Reden, durch so viel Gedichte, und durch so viel allegorische Gemälde gefeyert worden ist, verdient daher mit allem Ernst unterstützt zu werden.

Die Franciscaner und Capuciner.

Die Gestalt einer Kappe und eines Barts hat zu diesem seraphischen Streite Gelegenheit gegeben. Ganz Italien hat an demselben Theil genommen: Päbste, Cardinäle, Prinzen, und am meisten Prinzessinnen, die durch ihre Frömmigkeit und Schönheit berühmt waren.

Der P. Zacharias Bowerius, ein Capuciner, hat Jahrbücher von diesem wahren bürgerlichen Kriege in dem Orden des heil. Franciscus herausgegeben. Diesem Geschichtschreiber, der sich völlig außer Verdacht, die Sachen übertrieben zu haben, glaubt, ist der protestantische Verfasser des seraphischen Krieges in allen Stücken gefolgt. Ich mag in der That nicht für die Wahrheit aller dieser Begebenheiten Bürge seyn; ich werde vielmehr suchen, die Galle, die er darunter gemengt hat, ein wenig abzutreiben.

Ein Franciscaner, Matthäus de Bassy, ein sehr frommer, aber kurzsichtiger Mann, unterredete sich eines Tages mit einigen seiner Mitbrüder von dem großen Heiligen, Franciscus. Der eine zog ihn selbst dem Heylande vor, weil er mehr Blinde sehend, mehr Lahme, so wohl unter Menschen, als Vieh, gehend gemacht, mehr Teufel ausgetrieben, und mehr Todte auferweckt hätte. Der andere versicherte, daß der heil. Franciscus den ältesten Sohn eines Arztes ums Leben gebracht, damit er die Ehre und das Vergnügen haben möchte, ihn wieder vom Tode zu erwecken. Der dritte erzählte, daß Bruder Benedict von Arezzo, als er von den Bootsknechten in die See geworfen ward, vom heil. Franciscus wieder sey heraus gezogen, in das irrdische Paradies versetzt, daselbst vom Elias und Enoch bewirthet, und dann wieder in das Schiff gebracht worden, denen zum Troz, die ihn zuvor heraus geworfen hatten. Der vierte brachte endlich als eine große Heimlichkeit vor, daß der Bruder, Johann des Vallees, durch eine außerordentliche Gnade des heil. Franciscus, in einer Entfernung von vierzig Meilen, die Ankunft des Bruders Juniperus riechen könne, dessen größtes Vergnügen darinne bestehe, sich mit einem Kinde auf einer langen Stange zu schauckeln. Man vergaß dabey eben so wenig der weissen Leiter, die der heil. Franciscus seinen Kindern soll angegeben haben, und auf welcher sie gerade zu in den Himmel steigen können, als des besondern Vorrechts aller Franciscaner,

daß

daß ihnen kein böser Geist etwas anhaben kann. a)

Ein einziger von diesen Franciscanern schwieg ganz stille. Man fragte ihn endlich um die Ursache, und er ließ mit Seufzen diese Worte vernehmen: **Kann man mit gutem Gewissen ein Franciscaner seyn, und das Kleid dieses Ordens tragen?** So ernsthaft man bisher gewesen war, so konnte man sich doch anietzt des Lachens nicht enthalten. Unser Franciscaner aber ließ sich nichts anfechten; er wiederholte diese Worte nochmals, und sie machten nunmehr Eindruck.

Er erzählte, wie die Kleidung der Franciscaner gar nicht diejenige wäre, die der heil. Franciscus getragen hätte, und führte zum Beweise viele Bildnisse von diesem Heiligen an; besonders seinen heiligen Habit, den man noch zu Assiso aufhübe. Die Kleidung der Franciscaner, fuhr er fort, ist nichts als ein von den Päbsten geduldeter Habit. Ein ieder wollte ihm Einwürfe machen, als die Stunde des Stillschweigens schlug.

a) Dieses Vorrecht ist so unstreitig, daß, als der Minister Creg, der davon wußte, einst in eine Kohlgrube fiel, und den Augenblick von einer Legion Teufel, unter der Gestalt berußter Cyclopen, umringt ward, er sich glücklich von ihnen befreyete, indem er rief: Ego sum Franciscanus, domini diaboli, ego sum Franciscanus. D. i. **Ich bin ein Franciscaner, ihr Herren Teufel, ich bin ein Franciscaner.** Man merke, daß man mit den Teufeln lateinisch reden muß.

Bruder Matthäus de Bassy, der noch ein ärgerer Phantast war, als die andern alle, war von dem, was er gehört hatte, am meisten gerührt worden. Es lag ihm Tag und Nacht in den Gedanken. Sein Geist ward nicht eher ruhig, als bis man ihm die wahre Gestalt des Habits, wie ihn Franciscus getragen haben sollte, vorgezeichnet hatte. Man malte ihm eine Art von Kutte vor, an welcher eine lange und spitzige Kappe hieng. Als Bruder Matthäus diesen Riß sahe, fühlte er sich ganz entflammt. Der heil. Franciscus ermangelte auch nicht, ihm die folgende Nacht in einer solchen spitzigen Kappe zu erscheinen. Diese Erscheinung war für den Bruder Matthäus eine Ursache mehr, die seinige ie eher ie lieber abzulegen: aber wie sollte er es mit dieser Verwechselung angreifen, damit sie glücklich abliefe?

Er fand in seiner Zelle eine alte und schmutzige Kutte; diese nahm er, heftete eine lange und spitzige Kappe daran, zog sich diese Kleidung an, band sie mit einem starken Stricke über einander, schlich sich, so sachte als er konnte, an die Mauern seines Closters, Monte-Falcone, und war mit einem einzigen Sprunge über dieselben. Mit einem hölzernen Creuze in der Hand, machte er sich nun auf den Weg nach Rom, in der gewissen Hofnung, daß ihm der Pabst nun das zugestehen werde, was er zu bitten nicht gewagt hätte, nemlich die Erlaubniß, eine zugespitzte Kappe zu tragen.

Zum

Zum Unglück für den guten Bruder Matthäus schien dieselbe Nacht, da er aus dem Closter entsprungen war, der Mond sehr helle. Die Bauern, die ihn gewahr wurden, sahen ihn für einen Landstreicher an. Sie dachten an ihre Hünerställe, und schrien: Halt auf! halt auf! ein Räuber, ein Hünerdieb! Das ganze Dorf lief mit Prügeln, Ofengabeln, Flegeln und dergleichen Waffen zusammen; man hielt den armen Bruder fest, und band ihm Hände und Füße zusammen. Da aber einige Bauern auf die Gedanken geriethen, daß es wohl ein frommer Einsiedler seyn könnte, der sich verirrt hätte; da auch seine Geduld und sein hölzernes Creuz diese Vermuthung zu bestätigen schienen, so ließ man den Bruder Matthäus wieder laufen.

Dieser Zufall machte ihn indeß nicht schüchtern. Er sahe wohl, daß der Teufel mit im Spiele sey, und das Gute, das die zugespitzten Kappen einst stiften würden, gern verhindern wollte. Er setzte seine Reise nach Rom getrost fort. Als er daselbst ankam, warf er sich dem Pabst, Clemens VII, zu Füßen, und redete ihn also an: „Heiliger „Vater, ich bin ein Priester, obgleich ein unwür„diger, vom Orden der Minoritenbrüder. Mein „größtes Verlangen ist, die Regel unsers seraphi„schen Patriarchen nach dem Buchstaben zu be„obachten; aber kann ich dieses? Es ist durch die „alten Denkmäler des Ordens erwiesen, daß der „heil. Franciscus blos eine schlechte Kutte, mit „einer daran festgemachten Kappe, in Pyramiden-

„gestalt,

„gestalt, ohne ein Scapulare, getragen hat; so „wie Eure Heiligkeit mich gegenwärtig gekleidet „siehet. Eure Heiligkeit wolle mir demnach er„lauben, eine solche Kleidung zu tragen, als ein „Pilgrim zu leben, und das Wort Gottes in aller „Welt zu predigen.„

Clemens VII gewährte ihn seiner Bitte, doch mit der Bedingung, daß er sich alle Jahre einmal seinem Provincial zeigen sollte, wenn die Minoritenbrüder ihre Zusammenkunft hielten. Diese Erlaubniß des Pabstes war zwar nur mündlich; aber Bruder Matthäus wollte nicht lange auf ein Breve warten, welches er sonst leicht würde bekommen haben, weil es gelassen hätte, als ob er kein Vertrauen zur Vorsehung habe.

Er dachte nun, da ihn der Pabst selbst für einen reformirten Franciscaner erkannt hatte, weiter an nichts, als seiner Sendung Genüge zu leisten. Die Mark Ancona ward zum Schauplatz seines Eifers erwählt. Er predigte allenthalben herum wider den Habit der Franciscaner. Anfänglich hielt man ihn für einen Narren. Die kleinen Kinder hatten ihren Spott mit ihm: einige warfen ihn mit Koth oder mit Steinen; andere zupften an seiner Kappe, und zogen sie bald hin, bald her.

Der Bruder Matthäus war indeß voll brennender Begierde, nach Assiso zu gehen, und daselbst die Kappe des heil. Franciscus im Originale zu sehen. Ein Vergnügen, welches ihm niemand wehrte. Er kam, und sahe statt einer einzigen

Kappe,

Kappe, ein ganzes Heer von Kappen, die theils vom heil. Franciscus, theils von seinen Begleitern waren, und die er alle mit tiefer Demuth verehrte. Da er in diesem Augenblicke der Begeisterung seine Augen allenthalben hatte, so bemerkte er, daß diese Kappen noch ein wenig von der seinigen unterschieden waren; er verbesserte daher diese so gleich nach jenen Mustern.

Die Zeit war gekommen, daß die Franciscaner ihr Capitel hielten, und Bruder Matthäus gieng, sich nach dem Befehle des Pabsts, seinem Provincial zu zeigen; aber Bruder Matthäus begieng einen einfältigen Streich. Sein Provincial, der schon lange nach ihm geforscht hatte, sahe ihn kaum in seiner Gewalt, als er ihn in ein hartes Gefängniß, bey Wasser und Brod, einsperren ließ, und noch außerdem befahl, ihn mit discipliniren nicht zu schonen.

Dieses harte Verfahren gieng einem andern Franciscaner sehr zu Herzen. Er benachrichtigte die Herzoginn von Camerino a) davon, die sich des guten Bruders Matthäus sehr annahm. Einige fromme Handlungen, die sie von ihm gesehen hatte, hatten ihm ihre Hochachtung erworben. Sie hatte Mitleiden mit seinen elenden Umständen,

b) Diese Herzoginn von Camerino, die eigentlich Catharina Cibo hieß, war die Nichte Leo des zehnten. Ob sie gleich sehr andächtig war, so liebte sie doch die Wissenschaften nicht weniger als ihr Onkel.

den, bat bey ihrem Anverwandten, dem Pabste, um seine Befreyung, und erhielt sie endlich nach langem Bitten.

Als er aus dem Gefängnisse heraus kam, gieng er so gleich zu seiner Fürsprecherinn, die man zugleich für die Mutter und Stifterinn des Ordens der Capuciner ansehen kann. Diese sonderbare Beschützung der Herzoginn, und der Ruf, in welchen sich der neue Reformirte gesetzt hatte, verschaften ihm bald einige Proselyten.

Einer von seinen alten Freunden, Ludewig von Fossombrone, ehemals ein Soldat, iezt aber ein berühmter Capuciner, der ein heftiges Verlangen nach einer spitzigen Kappe trug, ließ sich eine sehr künstlich gearbeitete an eine Kutte von grobem Tuche nähen. Mit dieser schönen Kleidung verließ er sein Closter, um den andern geistlichen Paladin zu finden, der ihn auch mit großem Vergnügen aufnahm.

Der Beytritt dieses Ludewigs von Fossombrone war in der That auch der glücklichste Zufall für die spitzigen Kappen, und ohne ihn würde diese schöne Verbesserung nie sehr angenommen worden seyn. Er hatte die hohe Mine eines Helden, den Muth, das Vertrauen, den an Erfindungen fruchtbaren Geist, und alle die seltenen Eigenschaften beysammen, welche erfodert werden, große Dinge zu ersinnen und auszuführen.

Der Provincial der Franciscaner sahe wohl ein, wie groß der Verlust sey, den er erlitten habe. Er schwor, daß er den Ueberläufer tod oder leben-

dig

dig wieder haben müsse. Er stellte sich selbst an die Spitze eines Trupps Soldaten, und marschirte mit ihnen auf die Gegend los, wo er wußte, daß sich Fossombrone aufhielt.

Dieser erschrack bey der Annäherung seiner Feinde nicht im geringsten. Er stellte sich, als ob er ein gleiches Corps Soldaten unter seinem Commando hätte, und als General sie anführte. Er machte in einer großen Kammer, in welcher er sich befand, ein gräßliches Gelärme; indem er mit lauter Stimme die Glieder ordnete, Posten anwieß, hier einige an die Thüren, dort andere an die Fenster stellte, und dabey allen befahl, sich brav zu halten, und alle unbarmherzig tod zu schlagen, die sich ihnen widersetzen würden, oder sie von ihren Posten vertreiben wollten.

Der Provincial gerieth darüber in Furcht, kroch hinter seine Soldaten, und befahl ihnen, getrost zu avanciren. Der Officier aber, der dabey war, sagte zum Provincial: „Wir würden gewiß „keine Gefahr scheuen, wenn die Sache der Mühe „werth wäre; sollen wir uns aber einer Mönchs„zänkerey wegen tod schlagen lassen? Würde man „uns nicht auslachen?„

Eine ähnliche Begebenheit trug sich ein andermal zu, als der Bruder Fossombrone mit dem Bruder Matthäus, und noch zween Proselyten zu Tische saß. Die Soldaten kamen, um sie zu überfallen, und die vier Capuciner fiengen aus allen Kräften an zu schreyen: Krieg! Krieg! Die

Sol-

Soldaten hörten das Geschrey, hörten das Geräusch der eingebildeten Waffen, erschracken und machten Halte. „Wehe dem, schrien die Capu„ciner, der sich näher wagt! Er sey Soldat oder „Mönch; wir geben keinen Pardon.„ Diese Worte waren ein Donnerschlag für den Feind. Ehrwürdige Väter, sagte der Capitain mit Zittern zu den Franciscanern, die er bey sich hatte, und die noch mehr erschrocken waren, „ehrwür„dige Väter, wohin führet ihr uns? auf die „Schlachtbank! Ihr gabt uns die Versicherung, „daß wir nur mit zween Capucinern zu thun haben „würden, und wir sollen uns nun mit einer gan„zen Legion Soldaten herum schlagen. Erlau„bet, daß wir uns zurück ziehen.„ Ihr Zurückzug geschahe mit der äußersten Unordnung. Der Annalist, Bowerius, vergleicht diese Flucht mit der Flucht der Syrer, die Samaria belagerten, und von Gott durch ein schreckliches Geräusch von Wagen, Pferden und einer großen Armee, in ihrem Lager erschreckt wurden.

Man würde nicht fertig werden, wenn man alle diese Gasconnaden erzählen wollte. Ein andermal, als Fossombrone erfuhr, daß sein Provincial einen Trupp Franciscaner, welche insgesamt starke Leute, und mit einem mit Eisen beschlagenen Stocke bewafnet waren, nach ihm in ein Closter auf dem apenninischen Gebirge, in welchem er damals war, ausgeschickt habe, setzte er sich in die Verfassung, sie wohl zu empfangen. Kaum waren sie auf der Spitze eines gewissen Felsens

ange-

angelangt, wo er auf sie wartete, als er ihnen eine solche Furcht einjagte, daß sie alle halb tod wieder herunter fielen. Diese Furcht kam von einer grossen Menge rauchender Brände her, die der Alexander, der Cäsar, der Hannibal unter den Capucinern, geschickt überall herum gestreuet hatte. Die Franciscaner konnten sich dabey nichts anderes vorstellen, als daß sie alle lebendig würden verbrannt werden.

Ein seltenes Verdienst, welches Fossombrone hatte, ist dieses, daß er auf seine Siege nicht stolz war. Er ermangelte niemals, ein Te Deum auf dem Wahlplatze zu singen.

Alle diese Schlachten wurden nicht anders, als nach vielen vorhergegangenen Unterhandlungen geliefert. Diese Unterhandlungen wurden auch noch nach denselben fortgesetzt. Ganz Italien nahm an diesen Streitigkeiten Theil. Man bediente sich der vornehmsten und geschicktesten Personen zu Unterhändlern, von welchen die Herzoginn von Camerino stets das Haupt war. Nach vielen Unterredungen ward endlich die Sache dahin verglichen, daß beyde Partheyen, in Gegenwart gewisser Zeugen, einander ihre Meynung erklären sollten.

Die Franciscaner trugen ihre Beschwerden zuerst vor. Ihr Provincial stellte die Reformatoren als Abtrünnige, Landstreicher, und Bösewichter vor. Die Capuciner antworteten dagegen, daß er sie sehr schlecht kennen müsse; daß sie die Reformation gar nicht aus Verlangen nach einer

freyern Lebensart, sondern blos zum Heil ihrer Seelen unternommen hätten; daß man ohne eine spitzige Kappe nicht selig werden könne; daß der heil. Franciscus sie eben so getragen habe; daß seine ältern Kinder von dieser Regel gänzlich abgewichen wären; und daß endlich die Brüder, die sich **Observantiner** nennten, sich lieber **Nonobservantiner** nennen sollten.

Da man sich bey dieser freundschaftlichen Unterredung so derber Ausdrücke bediente, wäre es beynahe zu Schlägen gekommen. Das, was die Reformatoren besonders aufgeblasen machte, war die Approbation, die ihre Kappe und ihre Art zu leben beym Pabste gefunden hatte; sie bestand, wie ich schon gesagt habe, zwar nur in Worten: aber sie ward hernach den 13 Julius im Jahr 1528 durch eine förmliche Bulle bestätigt.

Diese Bulle war von Clemens dem siebenden, und gab unter andern den neuen Franciscanern die Erlaubniß, als Pilgrime zu leben; an allen Orten Almosen zu sammlen; und welches ihnen das angenehmste war, einen langen Bart, und eine große spitzige Kappe zu tragen. Die Bulle ward zu Camerino mit großen Feyerlichkeiten bekannt gemacht.

Die Capuciner rechnen demnach den Anfang ihres Ordens vom Jahr 1528 an; weil die vier Reformatoren nur von der Zeit an sich öffentlich durften sehen lassen. Es trug sich dabey zu, daß die Kinder, da sie diese Kappenträger das erstemal öffentlich sahen, riefen: **Capuciner, Capuciner!**

und diesen Namen haben sie auch hernach beständig behalten.

Diese ehrwürdigen Väter schlichen sich nach und nach in ganz Italien ein. Es liefen von allen Orden Mönche hausenweise zu, am meisten aber von dem Orden der Minoriten. a) Ein ganzes volles Closter in Calabrien, gieng nebst seinem Guardian zu den spitzigen Mützen über.

a) Ein Name, den, wie der Verfasser des seraphischen Krieges anmerkt, der heil. Franciscus seinen Kindern gab. Es sind aber andere Mönche aufgestanden, die es noch besser machen wollten, und den Namen **Minoriten** noch nicht für demüthig genung hielten; sie nannten sich daher **Minimen**, d. i. die sehr kleinen, oder die **Kleinsten unter den Kleinen.** Diese, fährt genannter Autor fort, haben außer ihrem demüthigern Namen, auch noch diesen Vorzug vor den Minoriten, daß sie zu denen gewöhnlichen Gelübden noch ein viertes hinzu gesetzt haben, nemlich die Enthaltung von Fleisch, Eyern, Milch und Butter. Alle ihre Speisen müssen mit Oel gemacht seyn. So bald sie aber krank werden, bringt man sie in die Krankenstube, und giebt ihnen da, was ihnen schmeckt. Eine Nonne sprach darüber einst mit einem Minimenbruder in einem sehr scherzhaften Tone: „Man hat mir versichert, sagte sie, daß „man, wenn sie krank werden, ihnen gute Fleisch„suppen und gebratene Hüner zu essen giebt, ob sie „gleich das Gelübde der Enthaltung vom Fleische „gethan haben. Wenn nun unser Gelübde der „Keuschheit uns eine Krankheit zuziehen sollte, „warum sollten wir dasselbe nicht auch brechen „dürfen?„

Es entstand darüber ein gräulicher Lärm, und der Provincial der Observantiner, der dieses Beyspiel für gefährlich hielt, und seinen ganzen Orden zu verliehren fürchtete, brachte seine Klagen bey allen Gerichten an. Die Observantiner, die sich zuletzt noch spitzige Kappen zugelegt hatten, mußten sich, um sicher zu seyn, unter den Schutz des Herzogs von Nocera, aus dem Hause Caraffa, begeben. Dieser Herzog von Nocera war der Sohn der berüchtigten Lucretia Borgia, a) der lüderlichen Tochter des lüderlichen Pabst Alexanders des sechsten.

Er war in der Denkungsart von seiner Mutter sehr unterschieden: sie hatte die Mönche verabscheut; er aber war ihr Beschützer. Er glaubte, so wie seine Gemalinn, die auch eine gar andächtige Frau war, daß man sich ein Gewissen zu machen habe, wenn man den neuen Capucinern nicht wider ihre Verfolger beystehen wollte. Er nahm sie daher so gar in seinem Pallaste auf. Die

a) Wir haben auf sie eine lateinische Grabschrift von dem Poeten Sannazar, die wir lateinisch und französisch hieher setzen wollen:

Hoc jacet in tumulo, Lucretia nomine, sed re
Thais, Alexandri filia, sponsa, nurus.

Sous le nom de chaste Lucrèce
Ici gît une autre Thais,
La fille, la bru, la maitresse
Du fameux Alexandre six.

Die Herzoginn war für Freuden ganz außer sich, daß sie solche heilige Männer bey sich sahe, und that alles mögliche, um ihnen ihre Ehrerbietung zu bezeugen. Da sie ihre Kappen nicht so fand, wie sie sich die Einbildung davon machte, so ließ sie sich ein Stück grobes Tuch bringen, welches sie selbst zurecht schneiden und zusammen nähen wollte, um daraus eine unvergleichliche Kappe zu machen. Ihre Aufwartefrauen mußten auf ihren Befehl in diesem Geschmack noch eine Menge Kappen machen.

Wem hätte diese Sorgfalt einer Herzoginn nicht ein Vergnügen machen sollen! Unsere Capuciner bewunderten die Wege der Vorsehung. Da es ihnen aber einfiel, daß sich ihre prächtige Wohnung nicht mit der Armuth ihres Standes vertrüge, so verließen sie den Pallast der Herzoginn, um in Capucinerclöstern zu wohnen; denn sie hatten schon dergleichen, so sehr sich auch die Franciscaner widersetzten.

Der Provincial der Observantiner, der wider die entlaufenen Mönche des Closters in Calabrien den Bann ergehen zu lassen Erlaubniß hatte, glaubte, daß er sie vielleicht alle nach und nach wieder bekommen könnte. Er trug demnach vierzigen der verwegensten Franciscaner auf, sie überall aufzusuchen. So oft diese aber die Hände an einen legen wollten, so oft half ihm der heil. Franciscus durch, indem er die seraphischen Häscher in Verwirrung brachte. Alle Mühe, die sie sich gaben, half ihnen weiter nichts, als daß sie bisweilen ei-

nige furchtsame Capuciner von der Mahlzeit verjagten, und ihre schlechten Speisen wegnehmen konnten.

Als man endlich auf beyden Theilen des Krieges müde war, so versuchte man wieder durch Tractaten auseinander zu kommen. Die Unterhandlungen wurden in Gegenwart des Herzogs von Nocera und des Pabsts selbst getrieben. Die Capuciner warfen den Franciscanern beständig ihr ärgerliches Leben vor; diese aber gaben zur Antwort: **Wartet erst, bis eure Feueressen so viel geraucht haben, als die unsrigen, und dann werdet ihr sehen, daß ihr nicht um ein Haar besser seyd, als wir.** Die Entscheidung fiel endlich dahin aus, daß die Franciscaner die Capuciner künftig in nichts weiter beunruhigen sollten. Es gefiel dem Pabste, es also zu befehlen, und zu gleicher Zeit den wider die letztern ergangenen Bann zu widerrufen.

Nun hätte man glauben sollen, alles sey zu Ende gebracht; aber es war es noch nicht. Man bestellte keine Messen bey den Franciscanern mehr; ihre Beichtstühle waren leer; das Betteln gieng auch nicht mehr. Der lange Bart und die spitzige Kappe verrückten allen andächtigen Männern und Weibern in Italien den Kopf. Der General der Franciscaner sahe mit Zittern den Untergang seines ganzen Ordens voraus; und um ihn zu verhüten, wandte er sich an den Pabst. Er that Seiner Heiligkeit den Vorschlag, daß Sie die aufrührisch gewordene Unterthanen doch wieder

einem einzigen Haupte unterwerfen möchten; welches aber nicht, wie die Capuciner verlangten, der General der Conventualen, sondern der General der Franciscaner wäre. Die Capuciner hatten sich nemlich, um gegen ihre Feinde desto mehr gesichert zu seyn, zu der Parthey der Conventualen, (ein anderer ansehnlicher Zweig des Franciscanerordens) geschlagen.

Eben dieser General der Franciscaner unterstand sich, gegen den Pabst von der spitzigen Kappe der Capuciner mit der äußersten Verachtung zu sprechen: er nannte sie eine **Pfefferdüte**, und behauptete, daß es ohnmöglich die Kappe des heil. Franciscus seyn könne; daß wenigstens dieser große Patriarch keine dergleichen könne getragen haben, als er sich in Gegenwart des Bischofs von Assiso mit einem Regenmantel oder einer Kappe, deren sich die Hirten bedienen, bedeckte.

Die Klagen des Generals hatten bey dem Pabste Eindruck gemacht, zumal da einige Cardinäle dieselben unterstützten; die Capuciner aber, die noch zu rechter Zeit von dem, was vorgieng, benachrichtiget wurden, hielten die schlimmen Folgen davon auf. Sie versicherten Seine Heiligkeit, daß sie, da sie sich eine andere Kleidung gewählt hätten, gar nicht Willens wären iemanden zu hintergehen, oder ihre Almosen zu vermehren. Sie führten gegen den Pabst eine so uneigennützige Sprache, daß so gar einige Franciscaner, die dabey standen, ihnen Beyfall gaben.

Nach dem Ausdrucke des Verfassers vom seraphischen Kriege, dem ich zwar überall, aber mit mehr Bescheidenheit, nacherzähle, hatten beyde Theile bisher über ihre Demuth aus Stolz gestritten, und diesesmal stritten sie über ihre Uneigennützigkeit aus Geiz. Die Observantiner führten jene Zeiten a) an, wo sie so unstreitige Beweise von der ihrigen gegeben hatten. Da sie aber damit nichts ausrichteten; da der Pabst nichts ihrentwegen that; da die Almosen alle Tage abnah-

a) Unter dem Pontificate Nicolaus IV, Clemens V, und Benedict XII, wollten die Franciscaner mit Gewalt das Eigenthum von dem Gebrauch der Güter unterschieden wissen. Sie behielten nur das letztere für sich, und überließen das erstere dem Pabste. Johann XXII, der an diesem Geschenke nichts sonderliches fand, that so wohl in seinem Namen, als im Namen der römischen Kirche, auf das Eigenthum, das sie ihm an ihrem Brodte, an ihrem Weine, und andern dergleichen Vorrathe, geben wollten, Verzicht. Er that dieses um so viel lieber, sagt der Verfasser des seraphischen Krieges, da die Franciscaner sich nicht weniger in dem Weine, den sie in ihrem Keller hatten, betranken, als wenn sie das volle und gänzliche Eigenthumsrecht darüber gehabt hätten. Johann XXII sagte ihnen endlich, daß in Sachen, die durch den Gebrauch verzehrt würden, das Eigenthum nicht vom Gebrauche könne geschieden werden; die Franciscaner wollten dieses nicht glauben. Sie hielten den Pabst für einen Ketzer, suchten das Volk wider ihn zu erregen, und trieben es so lange, bis sie zu Marseille lebendig verbrannt wurden.

abnahmen; da die Capuciner Eroberungen über Eroberungen machten, indem die berühmtesten Observantiner, die Asti, Jesi, Ochins, zu ihnen übergegangen waren, so sann der zur Verzweiflung gebrachte General derselben auf Rache.

Er wußte, daß Ludewig de Fossombrone die Seele des ganzen neuen Ordens war; er ließ ihn daher zu sich bitten, um alles mit ihm beyzulegen. So bald er ihn aber in seiner Gewalt hatte, ließ er ihn, wider alle Treue und Glauben, ins Gefängniß werfen. Zwanzig darzu bestellte und versteckt gehaltene Observantiner, mußten den unglücklichen Fossombrone überfallen. Sie rissen ihm mit Ungestüm die Kappe vom Kopfe. Der General selbst ergriff sie in der Raserey, warf sie auf die Erde, und verfluchte und vermaledeyete sie. „Man binde, schrie er, und wieß auf den Fossom„brone, man binde diesen Abtrünnigen; man „werfe ihn in das finsterste Gefängniß, und „lasse ihn da den Rest seiner Tage im Elende zu„bringen.„

Ein vornehmer Italiener, dem Fossombrone erzählt hatte, daß er den General der Franciscaner besuchen sollte, und der ihn seit einigen Tagen nicht mehr gesehen hatte, fiel darauf, daß eine Untreue darunter verborgen sey. Er geht demnach so gleich zum General, und drohet ihm so lange, bis er die würdigste Zierde der Capuciner wieder herstellt.

Der General aber gab noch nicht alle Hofnung auf. Da er sahe, daß die großen Patrone,

die sie sich gemacht hatten, alle seine Unternehmungen vereiteln würden, so war er bedacht, ihnen noch größere Patrone entgegen zu stellen. Er schrieb an alle europäische Potentaten, um sie zu bereden, daß sie sich einer Sache annehmen möchten, welcher an Wichtigkeit keine andere gleich käme.

Der Pabst erhielt, zu eben der Zeit, Ansuchungsschreiben von allen diesen Regenten, daß er den neuen Orden zerstören möchte. „Was hat „aber, sagte der Pabst, als er die Depeschen las, „dieser Orden allen diesen Majestäten und Hohei„ten gethan? Sie können sich von den Capucinern „nicht einmal eine Vorstellung machen; denn sie „haben sie ja noch nie gesehen.„

Obgleich der Pabst die Capuciner liebte, so wagte er es doch nicht, sie länger zu unterstützen; er verbannte sie so gar aus Rom. Beynahe wäre darüber ein Aufruhr entstanden, als sie die Stadt verließen. Ein Pilgrim, dessen glänzende Tugenden bey dem Volke viel Eindruck gemacht hatten, lief auf allen Straßen der Stadt herum, und schrie: „Rom beherberget und ernährt Wol„lüstlinge, Ehebrecher, Wucherer, Räuber, Mör„der, allerley Arten von lüderlichem Gesindel, und „jagt die aus der Stadt, die ihr zum Beyspiel „dienen sollten. Wehe dir, Rom, daß du solche „Männer verwirfst, und Hunde in deinem „Schooße ernährst! Wehe dir, thörichtes Volk, „daß du die Capuciner verachtest, und Bildsäulen „göttlich verehrst!„

Die

Die Capuciner wurden geschwind wieder zurück gerufen. Der Achtung des ganzen Volks versichert, Ueberwinder der Franciscanercabale, schien es, daß sie nun ihr Glück in Ruhe genießen sollten: aber ach! der Krieg war ihnen seit langer Zeit so sehr zur Gewohnheit geworden, daß sie nun einander selbst in die Haare geriethen, da sie von außen keinen Feind mehr zu bekämpfen hatten. Wer sollte es wohl glauben? eben der Fossombrone, der kriegerische Capuciner, der dem Ansehen nach so demüthige, so bescheidene Held, war der hochmüthigste Mensch von der Welt.

Er war schon alle Stufen seines Ordens durchgegangen, und seine Verzweifelung stieg aufs äusserste, da man ihn nicht zum General der Capuciner gemacht hatte. Dieser Mensch, der so lange Zeit, mit so vielem Glück für die spitzige Kappe und den langen Bart gestritten hatte, ließ sich die Niederträchtigkeit einfallen, beydes zu vernichten, und sein eigenes Werk wieder zu zerstören. Er machte darüber kein Geheimniß, sondern in der Versammlung seiner Brüder erklärte er sich einst folgender Gestalt: „Höret mich, meine Brüder! „Ich bin Ludewig von Fossombrone; ich bin Ludewig a) Tenaglia. Ich habe mancherley unternommen und ausgeführt; ich kann auch noch „größere Dinge unternehmen: Zittert, Undankbare, zittert!„

Alle

a) Das war sein Familienname.

Alle seine Drohungen liefen dahin aus, daß er sich von ihnen trennen wolle. Nie ist ein Orden mit seinen großen Männern so unglücklich gewesen. Matthäus de Bassy, der zuerst die Kappe der Capuciner reformirte, blieb nicht bey ihnen. Ihr berühmter General, Ochin, verließ sie, ihren heiligen Habit, und selbst seine Religion, mit großem Aergerniß, indem er nach Genf flohe, allwo er sich in ein Weibsbild verliebt hatte. Er oferte diesem Frauenzimmer seinen Platz des vornehmsten Capuciners auf der Welt, seinen Geruch der Heiligkeit, und den Ruhm, der größte Prediger in Italien zu seyn, ohne Bedenken auf. Er ward hierauf der Apostel der Vielweiberey.

Alle diese Begebenheiten wurden öffentlich ruchtbar. Die Franciscaner freueten sich darüber, und riefen, wo sie nur einen Capuciner antrafen: „Heuchler! Ketzer! Capuciner! wie lange wollet „ihr die ganze Welt betrügen? Aber ihr betrügt „sie nun nicht mehr; die Masque ist euch abge„zogen; es ist um euch, um euern Bart, um eure „spitzige Kappe geschehen.„ Die Capuciner, wenn sie es hörten, schlugen die Augen nieder, rückten die Kappe ins Gesicht, und machten, daß sie fortkamen.

Der Pabst selbst, welches nicht mehr Clemens VII, sondern Paul III war, beschloß ihren Untergang, aus Furcht, daß es vielleicht lauter Ochins, lauter Anhänger der Ketzerey wären. Als er bey einem ihrer Clöster vorbey gieng, sagte er:

er: „In kurzem soll weder der Capuciner, noch „ihrer Clöster, mehr gedacht werden.„ Er ließ hierauf verschiedene Cardinäle zusammen berufen, die alle seiner Meynung waren, den Cardinal Antonius San-Severini ausgenommen, als welcher ein großer Freund der Capuciner war.

Dieser stellte vor, wie ungerecht es wäre, so viel Unschuldige mit den Schuldigen zu verdammen. Er setzte noch hinzu, daß es für den Ochin zu viel Ehre seyn würde, wenn man seinetwegen einen ganzen Orden abschaffte, der für die Kirche ein Pfeiler mehr werden könnte. Dieser letzte Grund brachte den Pabst auf andere Gedanken. Die Capuciner hatten schon alles erfahren, was der Pabst wider sie gesprochen hatte; das Publicum erwartete, nebst ihnen, ihre Aufhebung, als Seine Heiligkeit sie ins Vatican beschied.

Sie vermutheten gar nichts anderes, als daß sie da alle zusammen in den Bann würden gethan werden. Die Franciscaner zweifelten noch weniger daran, und ließen von ihren Ordenskleidern so viele, als sie konnten, ins Vatican tragen, um die Capuciner einzukleiden, so bald als das Urtheil über sie würde gesprochen seyn. Die Capuciner unterließen auch nicht, am bestimmten Tage im Vatican zu erscheinen.

Der Pabst ließ sie einige Stunden warten, ehe er ihnen Audienz gab. Endlich wurden sie, mehr tod als lebendig, in den Audienzsaal geführt: sie fielen dem Pabste zu Füßen, mit thränenden Augen, und auf der Erde liegendem Angesichte.

Der

Der Pabst hielt ihnen, mit sehr harten Worten, die Verlassung des Ochin, und eine unverschämte Schrift desselben wider den heil. Stuhl vor. „Urtheilet selbst, sagte er, was dergleichen abscheu„liche Verbrechen wohl für Strafen verdienen! „Ist es zu viel, wenn wir alle eure Privilegia a) „widerrufen, und befehlen, daß ihr euch wieder „unter die Observanz begebt?„ Hier fiel der General der Capuciner, Franz de Jesi, indem er sich auf seine Knie aufrichtete, dem Pabste ins Wort: „Ach! mit Erlaubniß, heiliger Vater, „war nicht selbst unter denen Aposteln ein Verrä„ther Judas, dessen Verbrechen dennoch der gan„zen Gesellschaft der Apostel nicht zum Verder„ben gereichte?„ „Schweig, Aufgeblasener, ant„wortete ihm der Pabst mit einer Art von Zorn, „wer erlaubt dir, dich zu vertheidigen und mir ins „Wort zu fallen?„ Da er hierauf eine etwas freundlichere Mine annahm, fuhr er fort: „Ich „hatte beschlossen, euch zu strafen; aber ich fühle „mich entwafnet. Der heil. Franciscus streitet „sichtbarlich für euch. Ihr hattet erst an mir ei„nen fürchterlichen Richter, nun habt ihr nur ei„nen gütigen Vater. Genießet ferner aller Gna„de, die euch der heilige Stuhl hat wiederfahren „lassen. Seyd, mit einem Worte, würdige Ca„puciner, und vergeßt nie, was ihr seyd.„

Dieser Tag, der für die Capuciner ein Tag des Schreckens seyn sollte, ward für sie der Tag ihres

a) Wir haben dergleichen, sagte einst ein Capuciner, daß einem die Haare zu Berge stehen möchten.

ihres schönsten Triumphs. Die Franciscaner schämten sich, und trugen ihre Kleidungen wieder fort, wie sie dieselben hergebracht hatten. Die Capuciner, mit Ehren geschmückt, sahen wohl, daß man nicht anders glücklich wird, als durch Widerwärtigkeiten. Sie priesen die Vorsehung, und hofften von nun an erst recht empor zu kommen. Sie glichen dem Aeneas, der mit einer Handvoll Trojanern nach Italien kam, und daselbst, allen Hindernissen zum Trotz, ein großes Reich stiftete.

Nur eins verlangte der Pabst von den Capucinern, um von ihrer Lehre versichert zu seyn; daß sie nemlich einige theologische Artickel unterschreiben sollten. Die guten Leute unterschrieben sie auch alle mit dem standhaftesten Köhlerglauben.

Da nun also die Flecken, die ihren Glanz bisher verdunkelt hatten, einmal abgewischt waren, so leuchteten sie auch nunmehr desto mehr. Ein ieder von ihnen war eine Sonne, deren helle Stralen den Augen der Franciscaner unerträglich waren. Man höre, was diese thaten, um sich eine solche Last vom Halse zu schaffen. Der Pabst, Pius IV, hatte aufs neue ein allgemeines Concilium nach Trident ausgeschrieben; an dieses Concilium wandten sie sich, und wollten wegen der ihnen wiederfahrnen empfindlichen Beschimpfung, Genugthuung haben.

Da sie aber bey dem allen befürchten mußten, daß die gute Sache allein ihnen nicht zum Recht verhelfen möchte, so nahmen sie ihre Zuflucht zur

List. Der General der Observantiner hielt bey dem Concilio darum an, daß der General der Conventualen, welcher selbst gegenwärtig war, ihm subordinirt würde. Denn da die Capuciner sich diesem freywillig unterworfen hatten, so wären sie dadurch nothwendiger Weise nunmehr dem andern unterworfen worden, und so wäre es aus mit ihnen gewesen. Der General der Observantiner würde, als Monarch über alle, nur einerley Regel und einerley Habit bey allen geduldet haben. Der Streich war derb; aber man wußte ihm auszuweichen.

Der General der Conventualen stand hitzig auf, und stritt, in voller Versammlung, dem General der Observantiner so wohl das Primat in der Generalswürde, als auch das Siegel des ganzen Ordens des heil. Franciscus ab. „Erlauchteste und ehrwürdigste Väter, sprach er, wenn „diese Sache nach dem Alter des Ordens entschieden wird, so gehört das Siegel uns zu; wir „sind älter, als die Observantiner. Wenn man „aber die Sache nach der Observanz der Regel „selbst entscheiden will, so haben weder sie, noch „wir, ein Recht zu dem Siegel, sondern es gehört „den Capucinern.„

Die Väter des Concilii warfen so gleich die Augen auf den General dieses reformirten Ordens: aber er wollte eine so große Ehre nicht annehmen; alles, was er verlangte, bestand darinne, daß man die Capuciner für wahre Kinder des heil. Franciscus und der römischen Kirche erken-

erkennen möchte. Ehe nun darüber die versammelten Väter einen Schluß faßten, thaten sie zuvor diese Frage an ihn: „Was bewegt euch, diese „Kleidung zu tragen, die ihr gegenwärtig tragt?„ So gleich zog er ein Bildniß des heil. Franciscus nach dem Originale, welches die Großherzoge von Toscana in ihrem Pallaste zu Florenz haben, aus der Tasche.

Die Aehnlichkeit des Habits der Capuciner mit dem Habit des Patriarchen, fiel allen in die Augen. Der General der Franciscaner schwieg den Augenblick stille, der zuvor noch nicht aufgehört hatte über den langen Bart und die spitzige Kappe zu plappern.

Da es auf diese Weise nun bewiesen war, daß die Capucinerkappe die beste unter allen wäre, so kam es nun darauf an, wer unter den andern Kindern des heil. Franciscus ihnen am meisten nachahmen würde. Die Barfüßermönche waren unter allen die kühnsten; sie machten die Spitze ihrer Kappe nach und nach immer länger. Die Capuciner wurden es gewahr, und beschwerten sich darüber. Es währte nicht lange, so kam es unter ihnen zum Wortwechsel. Der Capuciner sagte zum Barfüßer: „Du willst uns an Heiligkeit gleich seyn; du trägst aus Stolz eine der „unsrigen ähnliche Kappe, damit man dich für einen Capuciner halten soll.„ Der Barfüßer gab denn darauf zur Antwort: „Du suchst also „die Heiligkeit in der langen Pfefferdüte, die du „auf dem Kopfe trägst. Ihr guten Capuciner,

„man sieht, wie heilig ihr seyd, wenn ihr acht Ta-
„ge vor euren Fasten Taschenspieler abgebt, und
„Purzelbäume macht.„ a)

Es wurden indeß bey dem Pabst, Urban VIII, Klagen über die Verwegenheit der Barfüßer angebracht. Der Pabst befahl ihnen auch, die Spitzen an ihren Kappen kürzer zu machen; sie wollten es aber nicht thun. Alles, was man von ihnen erhielt, war, daß sie dieselben nicht noch länger machten.

Die **Picpüssen** b) haben gleichfalls den Capucinern manchen boshaften Streich gespielt, und machen es ihnen auch iezt noch nicht besser. Sie tragen, so wie diese, einen Strick um den Leib, eine spitzige Kappe, einen Bart und an die Füße gebundene Sandalen. Einfältige Weiber haben sie oft mit einander verwechselt, und dem Bettler der Picpüssen das gegeben, was für den Bettler der Capuciner aufgehoben war. Doch ist die Uneinigkeit zwischen ihnen nie so groß gewesen, als zwischen den Observantinern und Capucinern.

Die

a) Man könnte zu diesen Künsten der Capuciner noch andere Spielwerke setzen, die bey ihnen im Gebrauch sind. Man sehe darüber die Oper der Mönche, und ein Buch, unter dem Titel: **Zeitvertreib der Capuciner**, nach.

b) Les Picpusses. Ich gestehe aufrichtig, daß ich nichts von ihnen weiß. Wer will auch alle Narren in der Welt kennen?

Die Franciscaner ergriffen endlich die rechte Parthey, und lachten über den Bart und die zugespitzte Kappe, die sie allenthalben Mode werden sahen. Sie meynten, daß man jene Kappe gar nicht mit ihrer vergleichen müsse. Unsere Kappe ist rund, sagten sie, und nach dem Muster einer Kinderkappe gemacht; sie ist daher den Worten des Heylandes am meisten gemäß: **Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.**

Der Geschichtschreiber des seraphischen Krieges schließt sein Werk mit einer Stelle aus dem heil. Hieronymus: „Es giebt Leute, die sich mit „einem hårenen Kleide bedecken, Kappen tragen, „um den Kindern åhnlich zu seyn; sie sehen aber „aus wie Uhue und Nachteulen . . . . Fliehe „diejenigen, die du mit einem langen Ziegenbarte, „einem schwarzen Mantel und bloßen Füßen, ge„gen die Kålte abgehårtet, sehen wirst. Alle „diese Dinge sind Kennzeichen des Teufels.„ **Es ist aber ein abtrünniger Mönch, welcher redet.**

Die Carmeliter
und
die Jesuiten.

Flandern, der Schauplatz so vieler blutigen Kriege, ist es gleichfalls von diesem lächerlichen Streite gewesen. Der Ursprung der Carmeliter gab darzu die Gelegenheit. Einige unter ihnen setzen ihn in die Zeiten Enochs, lange vor der Sündfluth. Die meisten aber wagen sich nicht weiter als bis auf den Elias.

Die Carmeliter stammen, ihrem Vorgeben nach, von diesem Propheten in gerader Linie ab; er selbst soll sie auf dem Berge Carmel gestiftet haben. Der Adel unterstützt öfters das Alterthum seines Hauses durch eine Menge Fabeln; und die Carmeliter glauben weit mehr Ursache zu haben, auf den Ruhm so vieler Jahrhunderte stolz zu seyn.

Die Jesuiten zu Anvers, die den Bollandus fortsetzten, machten dieses Vorgeben der Carmeliter lächerlich. Man weiß schon, womit sich diese gelehrten Mönche am meisten zu beschäfftigen pflegen: sie suchen alles zusammen, was zur Lebensgeschichte der Heiligen gehört, und preisen ihre rühmlichen Thaten der Welt an. Wenn die Legende von so viel abgeschmackten Dingen, die

sich

sich darinne finden, wird gereiniget seyn; wenn in den Geschichten nichts mehr wird erzählt werden, als was wahr ist; wenn die Chronologie festgesetzt seyn wird, so wird der Unglaube schweigen müssen, und die Religion wird triumphiren.

Da die Bollandisten mit ihren Untersuchungen auf den Ursprung der Carmeliter kamen, liessen sie sich durch keine Fabeln verführen, sondern setzten denselben ins zwölfte Jahrhundert. Sie folgten dem Baronius und Bellarmin, und gaben den Berthold als den ersten General dieses Ordens an. Doch nahmen sie sich in Acht, daß sie nichts schrieben, was die Carmeliter beleidigen konnte; über deren Ursprung sie so gar nicht allzu viel sagen wollten, weil man nicht gern mit einem Vater von den Fehlern seiner Kinder, oder mit einem Advocaten von der Zweydeutigkeit seiner Sache spricht.

Diese Bescheidenheit war leicht zu bemerken. Aber wenn man gewisse Anfoderungen hat, so gläubt man immer nicht, daß die andern genung für uns thun. Die Carmeliter wurden also böse, und foderten von ganz Flandern die zwanzig Jahrhunderte ihres Alterthums zurück, die man ihnen rauben wollte. Ganz Europa erscholl von ihren Klagen über die Verfälschung ihrer Zeitrechnung. Sie führten die Patriarchen, die Propheten, die griechischen Weltweisen, die Priester der Gallier, und überhaupt alle berühmten Männer des Alterthums an, die, ihrem Vorgeben nach, alle mit

einander Carmeliter gewesen waren. Sie überschwemmten die Niederlande mit schrecklichen Schmähschriften wider alle Jesuiten, und insbesondere wider den P. Papebroch, der das Haupt der Bollandisten war.

So wie ein deutscher Landjunker gegen seine Bauern, in eben dem stolzen und verächtlichen Tone sprachen die Carmeliter. Der P. Franz, a) verwegener als alle die andern, nahm es allein auf sich, die Beleidigung zu rächen, die seinem ganzen Orden wiederfahren seyn sollte. Er schrieb Tag und Nacht, und ließ eine so große Menge Schmähschriften wider die Bollandisten drucken, daß er sich im Jahr 1677 schon zu Tode gearbeitet hatte, und Nachfolger bekam, die noch hitziger waren, als er.

Während daß die Carmeliter in Flandern so tapfer für das Alterthum ihres Ursprungs, gleich als pro aris & focis fochten, vergaßen sich die Carmeliter in Frankreich auch nicht. Die Stadt Beziers war Zeuge von einem Auftritte, welcher das ganze Königreich belustigte.

Die Carmeliter hielten im Jahr 1682 ein Provincialcapitel daselbst. Einer ihrer jungen Mönche wollte dabey ein Aufsehen machen, und wählte zur Materie seiner Disputation den Ursprung des Ordens selbst. Er hatte die ganze Fortpflanzung des Ordens, vom Elias an, so richtig in seinem Kopfe, und zweifelte so wenig an

der

a) Eigentlich François de Bonne Esperance.

der Gewißheit derselben, daß er einem jeden Troß bot, der ihn des geringsten Irrthums überführen würde. Es ward ihm hierauf erlaubt seine Disputation öffentlich zu vertheidigen, und nie hat man so außerordentliche Dinge auf den Catheder gebracht.

Seinen Sätzen nach war Elias ein gebohrner Carmeliter. Der Vater desselben sahe ihn schon in der Gestalt eines Carmeliters, ehe er noch auf die Welt gebracht war; Männer und Weiber in Carmeliterkleidung kamen und verehrten das Kind, windelten und säugten es, nicht mit Milch, sondern mit lebendigem Feuer. Dem Elias ward weiter das Geheimniß der unbefleckten Empfängniß der Maria anvertrauet; er stiftete verschiedene Carmeliterclöster auf dem Berge Carmel, zu Bethel, zu Jericho, und an andern Orten. Elisa ward von ihm zum General des Ordens gemacht. Die Zeit zwischen der Auferstehung Jesu Christi und der Himmelfahrt desselben wandte der Heyland zu öftern Besuchen an, die er dem Enoch und Elias gab, um sie zu unterrichten, wie sie einst den Antichrist bestreiten sollten. In Ansehung der Nothwendigkeit, daß alle Menschen getauft würden, wovon selbst die heil. Jungfrau nicht ausgenommen gewesen ist, hat sich Elias entweder vom Heylande selbst, oder von einem Engel, oder auch vom Enoch taufen lassen; und er, nachdem er selbst getauft war, hat wiederum andere getauft. Es ist wahrscheinlich, daß Elias auch das heil. Abendmahl empfangen habe;

daß er zum Priester, und zu andern geistlichen Aemtern, sey eingeweihet worden, entweder von Christo selbst, oder von einem Engel. Alle Propheten im jüdischen Lande, alle berühmten Druiden der alten Gallier, alle großen Philosophen Griechenlands, und namentlich Pythagoras, sind Carmeliter gewesen. So großen Veränderungen auch das Regiment des jüdischen Volks unterworfen gewesen, so hat sich doch der Orden der Carmeliter nie verändert. Die Kinder des Elias haben sich in einer ununterbrochenen Reihe fortgepflanzt, unter dem Namen der Rechabiten, der Essenier, der Assidäer, der Nazaräer, bis auf die Zeit Johannis des Täufers, der nebst allen seinen Schülern ihre Regel annahm. Endlich sind alle berühmte Clöster, jene fürchterlichen Gräber in den Wüsteneyen des gelobten Landes, Aegyptens und Thebais, Carmelitercløster gewesen; alle Orden, die sich in Orient und Occident so sehr vermehrt haben, sind nach dem Muster der Regel des Elias gestiftet. Ein Schriftsteller, a) den eine so glänzende Abstammung zur Ehrerbietung hätte bewegen können, wenn er nicht ein Calvinist gewesen wäre, hat dieselbe sehr comisch gefunden, und theilt boshafter Weise die Carmeliter in zwo Classen, in die großen, die Schuhe und Strümpfe tragen, und in die kleinen, die barfuß laufen müssen. Das ärgste ist, daß er die einen so lächerlich macht, als die andern.

Der

a) Der Verfasser des seraphischen Krieges.

Der junge Carmelit, der so viel Träume in der öffentlichen Provincialversammlung zu vertheidigen das Herz hatte, schloß mit einem Complimente für die Versammlung. „Weil der Car„meliterorden, sagte er, so über die Zeiten trium„phirt hat, so ist es sehr wahrscheinlich, daß er „auch über seine Feinde triumphiren, und sich von „Geschlecht zu Geschlecht bis ans Ende der Zei„ten fortpflanzen werde.„ Der Vertheidiger der Ewigkeit des Ordens im weissen und schwarzen Mantel, gründete dieselbe auf die Kraft des heil. Scapulars, und auf alle von der heil. Jungfrau dem wohlseligen Simon Stock ertheilten Privilegien.

Diese Theses wurden indeß dem römischen Hofe hinterbracht, welcher sie im Jahr 1684 verdammte. Außer diesem Auftritte nun, haben die Carmeliter in Frankreich sich nichts weiter zu schaffen gemacht, sondern es denen in den Niederlanden überlassen, einen Streit zu Ende zu bringen, den sie angefangen hatten, zufrieden, daß sie dabey ungestört Zuschauer abgeben durften.

In Flandern kamen von Seiten der Carmeliter unaufhörlich ganze Bände heraus. So elend dieselben auch waren, so wurden sie doch von ihnen für lauter **Canonen** und **Mörser** gehalten; welche Titel sie ihnen auch zum öftern gaben. Ueberall häuften sie große Worte auf große Worte. Der neue Ismael, der zu **Pulver verbrannte Jesuit**, und andere dergleichen

witzige Geburten, gaben den Lesern genung zu lachen.

Die Bollandisten, die sich so scharf angegriffen sahen, vertheidigten sich mit Stillschweigen. Sie fuhren fort ihre Acta Sanctorum heraus zu geben, und sich um die gelehrte Welt verdient zu machen.

Der berühmte Dücange schrieb darüber etwas an einen seiner Freunde, das mir sehr vernünftig scheint. „Ich glaube, daß es eine vor „Gott erlaubte Art der Rache ist, seinen Feind zu „verachten, und ihm nichts zu antworten, wenn er „uns mit Schmähreden angreift.„ Dieser Brief kam den Carmelitern in die Hände, und hätte dem Dücange beynahe Verdrüßlichkeiten zugezogen. Es stand noch weiter darinne: „Diese „guten Väter sollten sich vielmehr an die Wahr„heit halten, und nicht fabelhafte Abstammungen „erdenken, wie die Griechen und Römer thaten, „wenn sie den Ursprung ihrer Städte und Pro„vinzen untersuchten.„ Dücange beschwerte sich, daß man es wagte, seinen Brief ans Tageslicht zu bringen, und sagte, daß er als eine Antwort auf einen andern geschrieben sey, in welchem man ihm eine Poesie von einem Benedictiner zu St. Lambert in Steyermark zugeschickt hätte. Der Inhalt dieses Gedichts war der Zorn der Carmeliter über die Beleidigung, die ihnen, ihrer Meynung nach, wiederfahren seyn sollte. Man sagte, der Verfasser habe ihren Zorn so besungen, wie Homer den Zorn des Achilles.

Diese vorgegebenen Abkömmlinge des Elias hätten aus dem Stillschweigen, welches man gegen sie beobachtete, ihr Unrecht erkennen sollen; sie schrieben aber dieses Stillschweigen der Unmöglichkeit ihnen zu antworten zu. Sie glaubten ihre Feinde gedemüthigt zu haben, und zweifelten gar nicht, den vollkommensten Sieg über sie davon zu tragen. Im Jahr 1690 verklagten sie den P. Papebroch beym Pabst Innocenz XII, als ob er die vierzehn Bände der Acta Sanctorum, über denen sein Name stand, mit groben Irrthümern angefüllt habe.

Der Pabst hörte ihre Klagen an, und verschob die Sache bis auf die Versammlung des Index: die Carmeliter aber waren damit nicht zufrieden, sondern wollten ihr Urtheil gleich haben. Da ihnen das Verfahren des römischen Hofes zu langweilig schien, und sie sich auch überhaupt nicht viel von ihm versprachen, so glaubten sie in Spanien mehr Gehör zu finden. Sie zeigten demnach im Jahr 1691 gemeldete vierzehn Bände bey der Inquisition zu Madrid an.

Der P. Sebastian von St. Paul, ihr Provincial, ein sehr verschlagner und politischer Mann, hielt einen ganzen Band wider die Jesuiten in Bereitschaft, wodurch er sie, seiner Einbildung nach, vollends zu Boden schlagen wollte. Die Sache war kaum bey der Inquisition angebracht, als er denselben ans Licht treten ließ; es war ein großer Foliante. Nach dem Vorgeben des Autors war es nur ein kurzer Auszug der Irrthümer,

mer, die er in den Actis Sanctorum gefunden hatte.

Und worinne bestanden diese Irrthümer? Man lese folgende Artickel: Jesus Christus hat nicht eher in der evangelischen Armuth gelebt, als bis er sie gelehrt hatte; die Taufe Constantins, durch den Pabst Sylvester, ist eine Fabel; die Schenkungen eben dieses Kaysers an die römische Kirche, sind ebenfalls erdichtet; es ist nicht gewiß, ob das Angesicht des Heylandes auf dem Schnupftuche der heil. Veronica abgedrückt gewesen, da es nicht einmal gewiß ist, ob eine Heilige dieses Namens gelebt hat; der heil. Petrus ist nur funfzehn Jahr zu Rom gewesen; die Kirche zu Anvers zeigt die Vorhaut des Heylandes: aber weiß diese Kirche auch gewiß, daß es dieselbe ist? Jesus Christus hat auf Erden sieben und dreyßig Jahr gelebt; die Churfürsten haben das Recht einen Kayser zu wählen nicht vom Pabste; der Berg Carmel ist vor Alters kein heiliger Ort gewesen, wohin man wallfahrten gegangen wäre; Elias ist auch keinesweges der Stifter des Carmeliterordens gewesen. Die andern Artickel waren nicht irriger, als diese; der Pater Sebastian aber zählte doch bis auf zweytausend solcher Irrthümer.

Er sahe es bey dem P. Papebroch als ein Hauptverbrechen an, daß er in gewissen Stücken es mit dem Gerhard Voßius und Claudius Salmasius hielt; daß er in seinem Vestibulo das Jahr des Drucks ausgelassen; und daß er es den

Carmelitern abstreiten wollte, daß sie sich, vom Jahr 448 an, bey allen Kirchenversammlungen befunden, und vor dem vierzehnten Jahrhunderte Clöster in Europa besessen hätten.

Ein gewisser Schriftsteller kann sich nicht entbrechen zu sagen: „Man kann sich von Mönchen „keine so große Unverschämtheit einbilden, welche „die stolzen Abkömmlinge der Propheten Elias „und Elisa, während diesem Streite, nicht sollten „begangen haben; wir wollen hoffen, daß sie ih„nen einst in der Ewigkeit gleich seyn werden.„ Der Streit der Carmeliter hat ihnen mehr Schaden gethan, als ein bewiesenes Alterthum von zehn mal zehn Jahrhunderten ihnen Vortheil würde gebracht haben.

Das ganze gelehrte Europa wartete mit Ungeduld auf den Ausspruch von Rom oder Madrid. Die Inquisition von Spanien verdammte endlich durch ein Decret vom 14 November 1695 die vierzehn Bände der Acta Sanctorum, als die da viele „irrige, ketzerische, nach der Ketzerey „schmeckende, dem Glauben gefährliche, ärgerli„che, gottlose, fromme Ohren beleidigende, schis„matische, aufrührische, verwegene, kühne, vielen „Päbsten schimpfliche, dem heiligen Stuhle, der „heiligen Congregation der Gebräuche, dem rö„mischen Breviario und Martyrologio, dem Ruh„me einiger Heiligen und vieler berühmten Schrift„steller, den heiligen Vätern und vielen andern „angesehenen Männern nachtheilige, überhaupt „aber wider den ganzen Staat der Kirche, und

„insbesondere wider den Orden der Carmeliter sa-
„tyrische Sätze enthielten.„

Ihr Triumph konnte nicht größer seyn; aber hier ist etwas, das sie wieder demüthigte. Ein Mönch von der Congregation Saint-Jean de Dieu, Namens Bruder Paul von St. Sebastian, der auf ihren Ruhm eifersüchtig war, foderte sie aufs neue auf, und machte ihnen ihr Alterthum streitig. Er hatte tüchtige Beweise wider die Carmeliter in den Händen, und schrieb im Jahr 1696, aus dem Hospital zu Antiquera, an seinen General in Spanien, daß, wenn man alles genau untersuchte, so wäre der Orden der barmherzigen Brüder neunhundert Jahre älter als der Orden der Carmeliter.

Die Beweise waren eben nicht weit gesucht. Abraham, hieß es, ist der erste General der barmherzigen Brüder gewesen; dieser große Patriarch stiftete diesen Orden in dem Hayne zu Mamre, indem er aus seinem Hause ein Hospital machte. Nach seinem Tode legte er das zweyte Hospital im Bezirk der Väter (in limbo patrum) an, um darinne die Kinder aufzunehmen, die ohne Taufe sterben.

Der Bruder Paul foderte alle Christen auf, daß sie ihn eines Irrthums überführen, und ihm eine Bulle oder ein Concilium entgegen setzen sollten.

Dieser Stoß, den die barmherzigen Brüder den Carmelitern versetzten, machte den Jesuiten eben keine große Freude. Die Bollandisten waren

waren einmal bey der Inquisition verdächtig gemacht, und sie wollten doch gern diesen Verdacht nicht auf sich behalten. Sie griffen es auf allerhand Art an, und zogen so wohl Gelehrte, als auch verschiedene große Herren auf ihre Seite. Der Kayser Leopold beschwerte sich so wohl beym Pabst, als beym Könige in Spanien, über das harte Verfahren gegen die Bollandisten, indem man sie verdammte, ehe man sie noch gehört hatte. Endlich ward ihnen erlaubt, sich vor dem Inquisitionsgerichte zu rechtfertigen. Die Patres Papebroch, Janning und Baert vertheidigten demnach Artickel für Artickel, alle Sätze, die man in ihren Actis Sanctorum verworfen hatte.

Die Carmeliter stritten gleichfalls für ihre Sache und das von der Inquisition erhaltene Decret mit neuer Lebhaftigkeit. Sie hatten bisher nur den P. Papebroch allein angeklagt: aber iezt verklagten sie den Beschützer der Bollandisten, den Kayser Leopold selbst. Sie schickten der Inquisition den Brief dieses Monarchen an den König von Spanien; und nannten ihn einen Ketzer und Schismatiker. Doch wollten sie, zur Ehre Seiner kayserlichen Majestät, lieber behaupten, daß dieser Brief nicht von derselben wäre.

Rom wachte über so vielem Lärm endlich auf, und untersuchte selbst die Acta Sanctorum. Sie wurden überall gebilligt, ausgenommen das Propylæum, oder die **chronologische Geschichte der Päbste.**

Diese

Diese aufgehabene Censur war indeß noch kein entscheidendes Urtheil, und man erwartete doch dergleichen so wohl vom Stuhle zu Rom, als auch von der Inquisition. Die Inquisition aber wollte nichts entscheiden, sondern verbot nur die für und dawider herausgekommenen Schriften. Das versammelte Concilium machte es eben so; es gab im Jahr 1698 ein Decret, und verbot unter den härtesten Strafen, über die Stiftung des Carmeliterordens durch die Propheten Elias und Elisa, und die ununterbrochene Fortpflanzung desselben zu streiten. Der Pabst bestätigte dieses Decret durch ein Breve.

Die Universität zu Paris
und
die Jesuiten.

Dieser Proceß hat zweyhundert Jahre gedauert. Er ist hitzig angefangen, unterbrochen, wieder angefangen, aber nie geendiget worden. Die Erzählung desselben enthält viel Angenehmes.

Die Jesuiten, die so gleich nach ihrer Stiftung in den meisten europäischen Reichen mit Eifer aufgenommen wurden, ließen sich kaum in Frankreich blicken, als sie schon alles wider sich in Aufruhr brachten. Das Vorurtheil wider diese

Väter

Väter war so allgemein, daß man ihre Einführung der guten Verfassung eines Staats gerade entgegen glaubte. Sie mußten sich zu Paris hier und da nur in den Häusern versteckt halten: aber endlich fand sich einer, der, gegen das Geschrey der Nation taub, über die gemeinen Vorurtheile hinweg seyn wollte, und den Jesuiten eine Zuflucht bey sich gestattete. Der Bischof zu Clermont, Willhelm Düprat, war es, der sie im Jahr 1550 in seinen Pallast aufnahm, und ihnen sehr beträchtliche Güter gab.

Es war aber damit noch nicht ausgerichtet, daß man diese Wohnung und diese Güter besaß, man mußte sich auch derselben bedienen dürfen. Nun war aber die Einführung der Jesuiten im Königreiche noch nicht gebilligt. Der König Heinreich II gab sich, auf Anregen des Cardinals von Lothringen, alle Mühe, um von dem Parlamente die Patentbriefe, die er dieser Gesellschaft ertheilt hatte, registriren zu lassen. Das Parlament aber übereilte sich nicht, weil es noch keine Jesuiten im Reiche haben wollte. Der Bischof zu Paris, Eustachius dü Bellai, bekümmerte sich eben so wenig darum, und alle Stände der Stadt waren mit ihm von gleicher Gesinnung. Die Ursache war, daß man ohnedem schon Mönche genung in Frankreich hatte.

Eigentlich aber steckte die Universität dahinter. Sie hörte von allen Orten her, daß die Jesuiten die Oberhand haben wollten. Man führte die deutschen und lothringischen Universitäten zum

Beweise an, als welche es schon erfahren hätten. Die Universität zu Paris hatte nun ohnedem schon viel von ihrem Ansehen a) verlohren, und befürchtete den kleinen Ueberrest davon vollends zu verliehren, wenn sie denselben mit den Jesuiten theilen sollte. Sie war also den Jesuiten äußerst zuwider, als welche sie sich nicht gern zu Herren wollte setzen lassen.

Sie weigerte sich nicht allein Jesuiten unter ihre Gesellschaft aufzunehmen, sondern gab auch im Jahr 1554 das berüchtigte Decret, in welchem sie mit so viel patriotischem Eifer die Gründe vorlegt, warum sie keinen von der Gesellschaft Jesu unter ihrer Gesellschaft zulassen könne. Die Universität erklärt diese Gesellschaft für gefährlich in Sachen des Glaubens; für eine Stöhrerinn des Friedens in der Kirche und dem Staate; für eine Gesellschaft, welche eher das Verderben der Gläubigen als ihre Erbauung befördern würde.

Die theologische Facultät war eben so sehr aufgebracht als die andern. Man kann sich von diesem

a) Sie schreibt ihre Stiftung Carln dem großen zu. Unter der Regierung Carls VII stand sie im größten Ansehen; sie hatte ihren Einfluß in alle Rathsversammlungen der Könige und Päbste, in alle Kirchenversammlungen, in alle Kriegs- Friedens- Finanz- Regierungs- und Policeygeschäfte: Nunc seges est, ubi Troja fuit. Man kann übrigens diesen Verfall der Universität in nichts anderem suchen, als in den vielen andern Schulen und gelehrten Gesellschaften, die nach der Zeit entstanden sind.

diesem allgemeinen Hasse gegen die Jesuiten keinen bessern Begriff machen, als wenn man auf das Achtung giebt, was sich seit der Zeit zugetragen hat. Das gemeine Volk selbst, das sonst am wenigsten aufgelegt ist über dergleichen Streitigkeiten zu urtheilen, nahm eben diese Meynung an, und betrachtete die Jesuiten als Ungeheuer. Der Hof dachte indeß ganz anders, und die Jesuiten fanden mächtige Patrone an demselben. Diese brachten es endlich so weit, daß sie im Jahr 1562 in Frankreich aufgenommen wurden.

Sie waren so gleich bedacht sich in Paris bekannt zu machen. Vor allen Dingen kauften sie aus der Verlassenschaft des Bischofs Düprat ein großes Haus in der St. Jacobsstraße, welches der Hof von Langres genennt ward. Sie machten daraus eine Schule, unter dem Namen, das clermontische Jesuitercollegium.

Zum Glück für die Jesuiten war der damalige Rector der Universität, Julianus von St. Germain, den die Eröfnung eines solchen Collegii hätte beunruhigen sollen, der allersorgloseste Mann von der Welt. Die Jesuiten wandten sich an ihn; und er zog darüber keine Facultät zu Rathe; es fiel ihm nicht einmal ein, daß es eine Sache von Folgen seyn könnte. Er nahm alles auf sich, und gab den Jesuiten ein Immatriculationsschreiben, unter dem Privatsiegel des Rectors. Diese eröfneten hierauf ihr Collegium, und fiengen den ersten October 1564 ihre öffentlichen Lectionen an.

Maldonat lehrte die Philosophie, und Vanege die Humaniora.

Die Universität bekam indeß einen andern Rector. Der geschworne Feind der Jesuiten, Johann Prevot, trat noch in eben dem Monate an die Stelle des friedfertigen Julians von St. Germain. Das erste, was dieser neue Rector vornahm, war, daß er den Jesuiten die Freyheit zu lehren verbot, bis sie ihr Recht darzu gehörig dargethan hätten. Diese giengen mit einer Bittschrift ans Parlament; dieses aber hob das Verbot nicht auf. Es befahl vielmehr, daß der Rector, Johann Prevot, die Jesuiten darüber förmlich vernehmen sollte.

Prevot, der nun selbst zum Richter in der Sache ernennt war, verhörte die Jesuiten mit der äußersten Schärfe. Fragen und Antworten sind gleich merkwürdig. **Seyd ihr weltliche Gelehrte, oder regulirte Mönche?** fragte der Rector. „Wir sind in Frankreich das, was uns „der Hof zu seyn geheißen hat, nemlich das cler„montische Collegium.„ **Seyd ihr aber Mönche, oder weltliche Gelehrte?** „Es „ist hier der Ort nicht, uns darum zu fragen.„ **Aber, ich frage noch einmal, seyd ihr Mönche, oder was seyd ihr?** „Wir haben „es schon gesagt, daß wir das sind, was uns der „Hof erlaubt hat.„

Es verdroß den Rector eben so sehr, als es ihn befremdete, daß sie mit der Sprache nicht heraus wollten. Die Universität erklärte demnach

die

die Jesuiten für verdächtige Leute, und bestärkte sich in dem Vorsatze sie nicht in ihre Gesellschaft aufzunehmen. Sie verbot den Schülern bey ihnen in die Schule zu gehen, und ernannte Deputirte, welche die Sache weiter verfolgen sollten.

Die berühmtesten Advocaten hatten Lust in dieser Sache zu dienen. Die Wahl fiel aber auf den Versoris, der in der That ein sehr mittelmässiger Advocat war, und auf den berühmten Stephan Pasquier, einen der besten Köpfe seiner Zeit. Der erste vertheidigte die Sache der Jesuiten, der andere aber die Sache der Universität.

Ganz Paris war auf der Seite der leztern. Die Pfarren, der Bürgermeister und die Rathsverwandten, selbst die Vorsteher der Hospitäler mengten sich in diesen Streit. Man glaubte, daß es um die Ruhe des Staats geschehen sey, wenn die Jesuiten ihn gewönnen. Man hielt es zwar für gut, daß junge Leute ein wenig Griechisch und Lateinisch lernten; aber man fürchtete stets, daß die Unterweisung der Jesuiten eben diesen jungen Leuten, wenn sie mit der Zeit zu wichtigen Aemtern befördert würden, schädlich seyn könnte. Es kommt bey der künftigen Aufführung der meisten Menschen insgemein auf die ersten Eindrücke an, die sie in ihrer Jugend erhalten haben. Nur wenige große Geister haben weiter keinen Führer nöthig, als sich selbst.

Versoris führte für die Jesuiten das Wort. Es war an dem dazu bestimmten Tage eine groß-

Menge Volks zugegen. Der Advocat verschwatzte viel Zeit. Seine Rede enthielt Vergleichungen, die alle nichts sagten, große Lobsprüche auf den heil. Ignatius, die beträchtliche Anzahl der Clöster und Schulen, die von diesem Orden schon gestiftet waren, die Willfährigkeit der Jesuiten sich aller Würden zu begeben, auf welche Ordensleute, ohne lächerlich zu werden, keinen Anspruch zu machen haben. Der beste Einfall, den Versoris hatte, war der, daß er behauptete, die Jesuiten müßten große Verdienste haben, weil sie so viel Feinde hätten. Er machte daraus den Schluß, daß man die Unterweisung der Jugend solchen geschickten Männern um so viel lieber anvertrauen könne.

Stephan Pasquier machte zuförderst die Schwatzhaftigkeit des Advocaten lächerlich. Die Gesellschaft ward nach diesem in Betrachtung gezogen, und auch ihr ward eben so wenig geschenkt. Man höre, welchen Lobspruch ihr Pasquier macht: „Diese Gesellschaft, sagt er, giebt vor, daß sie die „Jugend umsonst unterrichten wolle; in der That „aber sucht sie nichts als ihren eigenen Vortheil „darunter. Sie macht ganze Familien arm, indem sie ihnen Testamente abzwingt; sie zieht „die Jugend durch einen äußerlichen Schein der „Frömmigkeit an sich, und sinnt Tag und Nacht „darauf, wie sie Unfug und Aufruhr im Reiche „stiften will. Das schöne Gelübde, das sie dem „Pabste thut, hat ihr von demselben mancherley „Privilegien zuwege gebracht, welche machen,

„daß

„daß man ihr nicht trauen kann, und daß man „wegen der Freyheit der französischen Kirche, wegen der Sicherheit unserer Könige und der königlichen Gewalt, eben so sehr in Sorgen seyn „muß, als wegen der Ruhe eines iedweden Unterthans.„ Er machte daher den Schluß, „daß „diese neue Gesellschaft von Ordensbrüdern, welche sich die Gesellschaft Jesu nennt, der Universität nicht allein nicht einverleibt werden könne, „sondern aus Frankreich ganz und gar verbannt, „verjagt und ausgerottet werden müsse.„ Pasquier war vielleicht ein wenig zu sehr wider sie eingenommen, und überschritt daher die Grenzen der Mäßigung. Er ist es, von dem wir den **Catechismus der Jesuiten** haben. Sie haben ihm dagegen wieder allen Schimpf angethan, und schonen noch iezt sein Andenken nicht. Sie haben ihn mehr als einmal einen Lügner gescholten. Er pflegte öfters zu sagen: **Ich will mich scheeren lassen, wenn ich eine Unwahrheit sage**, und der P. Garasse, dessen plumpe und kurzweilige Schreibart nicht unbekannt ist, antwortete ihm darauf: **Ja, Sie sollen geschoren werden, und ich will selbst der Barbier seyn.** Es ist lustig, den Stephan Pasquier zum Narren gemacht zu sehen. Der Jesuit nennt ihn gerade zu „einen Narren von Natur, einen Narren par „becquare, einen Narren par bemole, einen Narren à la plus haute gamme, a) einen doppelt

a) Wir Deutschen haben nicht so vielerley Narren; ich

„verſohlten Narren, einen zweymal gefärbten „Narren, einen carmoiſinfarbigen Narren, einen „Narren in allen Arten der Narrheit.„ Eine andere ſchöne Stelle des P. Garaſſe iſt ſein Abſchiedscompliment an den Paſquier, als er geſtorben war; „Adieu, Meiſter Paſquier; adieu, anzüglicher Schriftſteller; adieu, gewiſſenloſer Advocat; adieu, eigenliebiger Menſch ohne Gehirn; adieu, Menſch ohne Menſchlichkeit; adieu, „Chriſt ohne Religion; adieu, unverſöhnlicher „Feind des heil. römiſchen Stuhls; adieu, aus „der Art geſchlagener Sohn der Kirche, der du „deiner Mutter allen Schimpf und Schande anthuſt; adieu, bis zu jenen Donnerſchlägen, die „dich unter andern Bergen begraben werden, als „unter deinen Parnaß; adieu, bis zu jenem großen „Parlamente, wo du nicht mehr die Sache der „Univerſität vertheidigen wirſt.„

Da nun die beyden Advocaten Verſoris und Paſquier ausgeredet hatten, ſo nahm der Generalprocurator, Johann Baptiſta dû Menil, die Entſcheidung der Sache vor. Die Bitte der Jeſuiten ward verworfen, in Anſehung der bedenklichen Folgen, wenn man Leuten, die mehrentheils Ausländer

ich habe ihnen daher ihre franzöſiſche Benennung gelaſſen. La game oder gamme iſt das, was wir in der Muſic den muſicaliſchen Schlüſſel nennen, oder auch die Tonleiter ſelbſt. Ein Narr alſo im Diſcant, oder wenn man lieber will, im Violinzeichen, iſt bey uns Deutſchen nichts anderes, als ein Erznarr.

länder wären, die wichtigste Sache im Staate auftrüge. In Ansehung der Stiftung des Bischofs von Clermont, fand Dü Menil für gut, daß man sie in den gegenwärtigen Umständen stets unter dem Namen des clermontischen Collegii lassen sollte; man solle aber einen rechtschaffenen Mann, der zu keinem geistlichen Orden, am wenigsten aber zu den Jesuiten gehörte, zum Vorsteher dabey machen.

Der Advocat der Jesuiten hatte ihre Sache schlecht vertheidigt, das Parlament war ihnen nicht gewogen, die Entscheidung des Generalprocurators fiel wider sie aus, und sie hatten daher alles Böse zu befürchten. Sie glaubten indeß ihren Proceß gewonnen zu haben, da sie ihn nur nicht ganz verlohren hatten. Die Partheyen wurden also zu Anfange des Aprils im Jahr 1565 so auseinander gesetzt, daß die Jesuiten zwar nicht der Universität einverleibt wurden, aber doch die Freyheit behielten öffentlich die Jugend zu unterrichten.

Sie traten also ihre Verrichtungen so gleich wieder an; fast der ganze französische Adel gieng in ihre Schule, und dieß war für die Universität eine neue Ursache zum Mißvergnügen. Frankreich war damals, zur Zeit der Ligue, wider Frankreich in den Waffen. Die Jesuiten hatten dem Könige, Heinrich dem vierten, den Eid der Treue nicht leisten wollen, und dieses war die beste Gelegenheit wider sie loszubrechen. Die Universität versäumte sie auch nicht. Ihre vier

Facultäten versammelten sich, gaben eine Bittschrift beym Parlamente ein, und baten, wegen aller Eingriffe der Jesuiten, um Satisfaction. Dieß geschah im Jahr 1594.

Die Jesuiten wählten den Claudius Düret zu ihrem Advocaten; die Universität aber hatte den Anton Arnold, eben den Arnold, der weniger durch seine großen Talente, als durch die Talente seiner Kinder, und durch den Erbhaß der ganzen Familie gegen die Jesuiten, bekannt ist. Claudius Düret vertheidigte ihre Vortheile, so gut er konnte; er ward aber von seinen Mitbrüdern sehr getadelt, daß er sich einer solchen Sache unterzogen hatte. Anton Arnold, der schon voraus versichert war, daß er Beyfall finden würde, malte die Gesellschaft mit den abscheulichsten Farben ab. Die Anhänger der Jesuiten, deren Anzahl aber nicht groß war, wollten gar keine Aehnlichkeit in diesem Gemälde finden.

Diese gehässigen Vorstellungen, mit denen zusammen genommen, welche Ludewig Dolle, ein Advocat der gegenseitigen Partheyen, von den Jesuiten machte, erregten allenthalben in Frankreich ein Geschrey wider dieselben. Je mehr sie gehaßt wurden, destomehr Beschützer hatten sie nöthig. Der Herzog von Nevers, der Baron de Rosni, der Cardinal von Bourbon unterstützten sie. Sie erhielten sich auch noch in ihren bisherigen Geschäften, dem Ausspruche des Generalprocurators zu Folge, für welchen Anton Segvier das Wort führte.

Unter-

Unterdessen ward das Ungewitter, das sich wider einen der besten und größten Könige, die je in Frankreich regiert haben, aufgezogen hatte, immer fürchterlicher. Heinrich IV ward ums Leben gebracht, und die Jesuiten wurden beschuldigt, daß sie die Anstifter gewesen wären.

Dieser Monarch hatte ihnen viele Gefälligkeiten erwiesen. Er hatte die berüchtigte Pyramide, die im Jahr 1595 vor dem Pallaste war aufgerichtet worden, und auf welcher allerhand ehrenrührige Aufschriften wider die Jesuiten standen, niederreissen lassen. Er gab ihnen das Collegium zu la Fleche ein. Der P. Coton war sein Vertrauter. Was konnte sie also bewegen, sagt man, einen ihrer Wohlthäter aus der Welt zu schaffen? Das Volk aber gab nur seinem Hasse Gehör, und sahe die Jesuiten nicht anders, als mit dem Dolche in der Hand. Man mußte sie also dem Geschrey der Nation aufopfern, und sie alle mit einander aus Frankreich verbannen.

Es schien, daß sie nimmer wieder würden zurück gerufen werden; das Parlament wollte gar nichts davon hören. Daher kommen die so lebhaften Vorstellungen dieses Collegii an den König, und die so weisen Antworten des Königs auf dieselben. Der Monarch, der gegen das Parlament nichts ausrichten konnte, welches wegen seiner geheiligten Person in Sorgen war, rufte die Jesuiten eigenmächtig wieder zurück. Aber so gut gesinnt er auch gegen sie war, so viel Herzhaftigkeit er dabey zeigte, so wagte er es doch nicht,

sie in alle ihre Rechte in der Hauptstadt wieder einzusetzen. Sie durften nicht weiter im clermontischen Collegio öffentlich lehren. Es ist dieses eine Genugthuung, welche er der Universität geben wollte, die mit ihnen schon seit so langer Zeit im Streite lag.

Ob aber gleich ihr Collegium zu Paris verschlossen war, so stand doch das zu la Fleche offen. Was sie also an Schülern in einer Stadt verlohren, das gewonnen sie in einer andern wieder. Viel junge Leute aus den vornehmsten französischen Häusern verließen Paris, und giengen alle nach la Fleche.

Die Jesuiten aber waren damit noch nicht zufrieden. Sie wollten ein Collegium in der Hauptstadt haben. Heinrich IV lebte nicht mehr. Die Regentinn hatte noch viel Achtung vor dem P. Coton; an diese wandte er sich, um die Aufhebung des Verbots zu bewirken, das wider den Willen des vorigen Königs gegeben war. Es gelung auch dem Jesuiten, indem deßwegen ein Befehl ans Parlament gegeben ward. Das Parlament willigte in die Oefnung des clermontischen Collegii, mit der Bedingung, daß die Jesuiten suchen sollten, binnen einer Zeit von sechs Monaten der Universität einverleibt zu werden. Wenn man weiß, wie sie mit dieser Gesellschaft standen, so wiederfuhr ihnen dadurch eben keine große Gnade; es konnte aber unter gewissen Umständen noch eine vortheilhafte Sache für sie werden.

Die

Die Universität war mit sich selbst nicht einig. Der berühmte Syndicus, Edmund Richer, suchte alles wider die Jesuiten aufzuhetzen. Sie haben wenig so gefährliche Feinde gehabt, zumal da dieser gar keine Schonung kannte. Außer der Hartnäckigkeit, die Leuten von seinem Stande gemein ist, besaß er noch eine ganz eigene Unbiegsamkeit. Er war einer von denen, die unter dem Schutz der Chicane in den Gerichtsstuben alt und grau geworden waren, die von Jugend auf an eine elende und dürftige Lebensart gewohnt, und für den Hof sehr beschwerliche Leute sind, weil sie ihn um nichts zu bitten haben. Von den Vorurtheilen der Schule war am wenigsten an ihm kleben geblieben; er schrieb für die Freyheiten der französischen Kirche, und wider die Ansprüche der Päbste; er änderte beständig an den Statuten der Universität, wenn er darzu die Gewalt in den Händen hatte. Nachdem er bis zum Syndicus alle Stufen durchgegangen war, und jene Gewalt erhalten hatte, die uns Muth und Unerschrockenheit über die Gemüther geben, glaubte er nur seinem Eifer folgen zu dürfen, welches ihm viel Anhänger, aber auch viel Feinde machte. Sein Andenken ist noch bey vielen erhabenen und republicanischen Seelen in Ehren. Er brachte es so weit, daß die Universität wider die Registrirung der den Jesuiten ertheilten Patente protestirte.

Um sie bey der Sorbonne noch verhaßter zu machen, legte er ihr ein Werk eines Jesuiten vor. Es war eine französische Uebersetzung dreyer Reden

den aus dem Spanischen, die bey der Canonisation des Ignatius von Lojola waren gehalten worden. Die Uebersetzung war vom P. Sollier. Es ward darinne gesagt, „daß Ignatius mit seinem auf einen Zettel geschriebenen Namen mehr „Wunder, als Moses mit seinem Stabe und im „Namen Gottes gethan habe; daß die Heiligkeit „des Ignatius so groß sey, selbst in Ansehung der „Auserwählten und der himmlischen Geister, daß „nur einige Päbste, als der heil. Petrus, einige „Kayserinnen, als die Mutter Gottes, einige Monarchen, als Gott der Vater und Gott der Sohn „ihm gleich zu achten wären; daß die andern „Stifter geistlicher Orden zwar zum Dienst der „Kirche gesandt gewesen wären, daß aber Gott in „diesen letzten Tagen durch seinen Sohn Ignatius „zu uns geredet, und ihn zum Erben über alle „Dinge gemacht habe; daß endlich Ignatius den „Pabst zu Rom vorzüglich begünstige, indem er „ihn als den rechtmäßigen Nachfolger Jesu Christi, und als seinen Vicarium auf Erden betrachte:„ alles übertriebene, falsche und lächerliche Lobsprüche. Aber welcher geistliche Orden sieht nicht seinen Stifter als das helleste Licht an, welches über ihn aufgegangen ist?

Edmund Richer hatte nicht mit undankbaren Leuten zu thun. Die Jesuiten ließen sichs angelegen seyn, ihm alles Böse wieder zu vergelten, was er ihnen anthun wollte. Ihre größte Bemühung gieng dahin, ihn um sein Syndicat zu bringen; da dieses aber nicht gelingen wollte, so

thaten

thaten sie ihm indeß allen möglichen Verdruß an. Der Kanzler nahm sie gegen ihn in Schutz. Dieser wollte diese Streitigkeiten je eher je lieber beygelegt wissen; er war schon im Begriff die Jesuiten durch ein Patent der Universität, wider ihren Willen einzuverleiben, als der Syndicus noch zu rechter Zeit in den Weg kam. Richer appellirte ans Parlament. Das Parlament hatte auf die Aufführung der Jesuiten ein eben so wachsames Auge, als die Universität. Seit der Protestation der Universität wider die den Jesuiten ertheilten Patente, war im Jahr 1611 ein neuer Befehl gegeben worden, daß sich beyde Partheyen stellen sollten. Es mußten aufs neue Advocaten gewählt werden. Montholon war es auf Seiten der Jesuiten, und la Marteliere auf Seiten der Universität. Der erste war von guter Herkunft, aber ein schlechter Advocat; der andere hingegen stand seiner Geschicklichkeit wegen in großem Rufe. Das Schicksal der Jesuiten war demnach beständig für große Männer gehalten zu werden, und stets nur mittelmäßige zu finden, die sie vertheidigten.

Pasquier und Arnold schienen die Satyre wider den Orden erschöpft zu haben; aber Marteliere zeigte, daß man ihm noch genung übrig gelassen hatte. Er nannte die Jesuiten falsche, hochmüthige, listige, rachgierige Menschen, Königsmörder, Verderber der Sitten, Störer der Staaten Venedig, Engeland, Schweitz, Hungarn, Siebenbürgen, Polen, Schweden, und der ganzen Welt.

Welt. „Wir werden nie, sagt er in einer der „schrecklichsten Reden die man kennt, Ruhe haben, „so lange wir mit Feinden von einer ganz neuen „Art umgeben seyn werden. Weder wir, noch „unsere Kinder, noch unsere Könige werden in „Sicherheit seyn. Gleich bey ihrer Geburt ward „an eben dem Orte, wo ich iezt rede, uns ihr ab„scheuliches Project, göttliche und menschliche Ge„setze über den Haufen zu werfen, prophezeiht. „Sie haben seit dreyßig Jahren noch nicht aufge„hört die Fackel der Zwietracht in ganz Frank„reich aufzustecken, und ein Feuer anzuzünden, „das dem Scheine nach nie verlöschen sollte.„ Er stellte zugleich die Universität vor, wie sie den Tod ihres Königs beweint, da indeß die Jesuiten mit großen Kosten ein prächtiges Gebäude in der Vorstadt Saint-Germain aufführten; die eine ihrem Könige und Vaterlande getreu, und die andern dem römischen Hofe und dem Hause Oesterreich verkauft. Er malte alle Jesuiten als eitel **Chatels** und **Barrieres** ab. Ihren P. Guignard läßt er in folgendem Tone von seinem Herrn, Heinrich III, reden: „Wenn man ihn ohne Krieg „nicht absetzen kann, so fange man Krieg an; „und wenn man dieses nicht kann, so ermorde „man ihn.„

La Marteliere fand sehr leicht Beyfall; das Parlament war der Meynung, daß man die Jesuiten nochmals verjagen müsse. Eben den Beyfall fand auch die Rede, als sie gedruckt ward.

Man

Man verglich sie mit den philippischen Reden des Demosthenes und Cicero.

Montholon redete hernach; er gab alles für Verläumdungen aus, und führte Gründe über Gründe, Begebenheiten über Begebenheiten an; alles dieses war noch mit unzähligen Vergleichungen ohne Wahl und Ordnung begleitet. Montholon ward also mit seiner Vertheidigung eben so schlecht aufgenommen, als La Marteliere, der die Jesuiten mit den heßlichsten Farben malte, wohl aufgenommen worden war.

Man erwartete die Schlüsse des Generaladvocaten Servin mit Ungeduld. Dieser Mann stand beym Parlament in großer Achtung; er hatte sich durch seine großen Talente und durch seine nicht geringern Einsichten sehr hervor gethan. Man kannte ihn außerdem als einen abgesagten Feind der Jesuiten. Servin übertrieb die Gemälde, die La Marteliere von ihnen gemacht hatte, noch mehr, und entschied zum Vortheil der Universität. Er verlangte, daß man folgende vier Artickel von den Jesuiten solle unterschreiben lassen: 1) Das Concilium ist über den Pabst; 2) der Pabst hat über die weltliche Macht der Könige keine Gewalt, und er kann ihnen dieselbe nicht rauben, wenn er sie in den Bann thut; 3) ein Priester, der im Beichtstuhl erfährt, daß etwas wider den König und den Staat beschlossen worden, ist gehalten es der Obrigkeit zu offenbaren; 4) die Geistlichen sind Unterthanen der

regierenden Fürsten und überhaupt der weltlichen Obrigkeit.

Die Sorbonne, wenn man ihr damals diese Sätze zur Unterschreibung vorgelegt hätte, würde in eben so großer Verlegenheit gewesen seyn, als die Jesuiten. Der Präsident von Verdün, auf dessen Schutz sie große Rechnung machten, fragte einige dieser Väter, ob sie Lust hätten die vier Artickel des Servin zu unterschreiben, und sie von ihrem General unterschreiben zu lassen? Ihre Antwort war, daß, so bald als sie zur Sorbonne gehören würden, sie auch einerley Grundsätze mit derselben haben würden; daß sie darüber eine ausdrückliche Regel hätten; und daß sie, was ihren General beträfe, an ihn schreiben wollten. Die Richter waren damit nicht zufrieden. Das Parlament gab noch in eben dem Jahre ein Decret, worinne den Jesuiten verboten ward, sich der Erziehung der Jugend entweder selbst, oder durch untergeschobene Personen, zu unterziehen.

Der Pabst hatte unter allen diesen Unruhen sich in nichts eingelassen; endlich aber brach er los. Der französische Hof, der bey seiner damaligen Minorennität ein wenig säuberlich gegen den römischen verfahren mußte, suchte es allen Partheyen recht zu machen. Das Ungewitter, das den Jesuiten drohete, fieng an sich zu verziehen. Eben der Präsident von Verdün brachte es dahin, daß man die Jesuiten zur Unterschreibung nicht zwingen sollte, wenn sie sich nur denen in Frankreich angenommenen Artickeln gemäß bezeigten: doch

ward

ward ihnen noch nicht erlaubt in ihrem Collegio öffentlich zu lehren.

Der Verlust ihres Processes ward durchgängig ihrem großen Feinde Servin zugeschrieben, welcher, da er einige Zeit darnach an den Hof kam, alle Arten von Spöttereyen und Ungezogenheiten, selbst in Gegenwart der Regentinn, sich von den Hofleuten mußte gefallen lassen, als welche den Jesuiten anhiengen.

Endlich ward den 15 Februar 1618 ihr clermontisches Collegium eröfnet, da schon im Jahr 1614 von dem Adel und der Geistlichkeit bey dem Könige darum war gebeten worden. Die Universität, die weiter nichts thun konnte, als daß sie ihren Verdrüß verbarg, so gut sie konnte, fand dem ohngeachtet ein Mittel sich an ihren Nebenbuhlern zu rächen. Sie gab ein Decret, Kraft dessen alle, die bey den Jesuiten die Philosophie studiren, auf so lange Zeit von den academischen Graden ausgeschlossen werden, wenn sie auch gleich bey den Professoren der Universität Collegia besuchen. Das clermontische Collegium also, das heut zu Tage den Namen Ludewigs des großen führt, und durch die Menge seiner Schüler, wie auch der geschickten Lehrer, die aus demselben hergekommen sind, berühmt ist, war denen Urhebern dieses Decrets verdächtiger, als selbst die verdächtigsten Häuser. Die Jesuiten haben übrigens wegen dieser sehr merklichen Partheylichkeit keine besondere Klage geführt. Haben sie es vielleicht aus Bescheidenheit oder aus Furcht nicht gethan?

Vielleicht sind sie einer solchen Ausschließung wegen weniger in Verlegenheit, als wenn man sie mit andern Mönchen in eine Classe setzen wollte.

Dieses Decret gilt noch bis auf diese Stunde, und man kann daraus schließen, ob diese beyden auf einander neidischen Gesellschaften sich ie mit einander vereinigen werden. Ihre Meynungen, ihre Gebräuche, ihre Art zu lehren, sind so von einander unterschieden, daß immer eine vor der andern den Vorzug haben will. „Sollte ich „denn niemals die stolze Sorbonne demüthigen „können?„ sagte der Pater Doucin. Die Jesuiten und ihre Widersacher ergreifen daher auch alle Gelegenheiten, wo sie einander lächerlich machen können.

Bey denen bisher so critischen Umständen der Jesuiten, sahen ihre Feinde alle Augenblicke, wenn die Universität wieder aufwachen, und das Parlament sie unterstützen würde. Der geringste Hauch hätte leicht wieder ein Feuer anblasen können, das noch unter der Asche glimmt.

Die

Die Dominicaner und Jesuiten.

Die Dominicaner sind zu den Zeiten der Waldenser gestiftet worden, um sich diesen Ketzern a) zu widersetzen, und die Jesuiten im sechzehnten Jahrhunderte, um den Fortgang des Lutherthums und des Calvinismus zu hindern; beyde sind also, ihrer Einsetzung nach, verbunden, an der Wiederherstellung des Friedens in der Kirche zu arbeiten. Sie haben sich auch in der That sehr viel Mühe deßwegen gegeben: aber anstatt eine traurige Uneinigkeit zu heben, haben sie ein entsetzliches Kriegsfeuer angezündet.

Die Geschichte der Congregationen de auxiliis ist vielleicht schimpflicher für das menschliche Geschlecht, als alle Ketzereyen in der Welt. Man hat in diesen berüchtigten Streitigkeiten mehr List und Bosheit gezeigt als alle Sectirer, die daher weit weniger zu fürchten sind. Hier ist diese Geschichte des Betrugs, des Hasses, der List und der Verstellung ins Kurze gebracht.

a) Dieß ist der Ehrenname, den die Catholicken allen denen geben, die klüger sind, als sie. Ich habe ihn also den Waldensern gelassen.

Der bekannte P. Aquaviva, der im Jahr 1581 zum General des Jesuiterordens erwählt ward, und eine geraume Zeit unumschränkter Gebieter seines Ordens war, wollte die durchgängig verdächtigen Lehrsätze der Jesuiten in bessere Achtung bringen. Er ließ daher von denen geschicktesten Männern seines Ordens ein so genanntes Directorium, wie die Wissenschaften gelehret werden sollten, verfertigen. Als dieses Directorium fertig war, ließ er es zu Rom drucken, und an die ganze Gesellschaft austheilen, damit sie sich nach demselben richten möchte.

Die Lehren des heil. Thomas waren nach der Absicht des heil. Ignatius sehr darinne angepriesen. Uebrigens war darinne nichts bestimmt, ob man dem Engel der Schule in dem Capitel von der Prädestination folgen solle oder nicht. a)

Ein Jesuit zu Salamanca, Namens Prudentius de Montemajor, richtete sich darnach, und vertheidigte öffentlich eine Disputation, welche das Gegentheil von der Lehre der Dominicaner war, oder zu seyn schien. Der spanische Jesuit bestritt die physicalische Vorherbestimmung, und suchte dagegen das Vorherwissen Gottes in künftigen, bedingungsweise zufälligen Dingen, von einer vorherbestimmten Nothwendigkeit unabhängig, zu behaup-

a) Man entschuldige den Uebersetzer, wenn er im folgenden mit denen Patribus obscuritatis & ignorantiæ bisweilen im Finstern tappt; der Verfasser hat sich selbst nicht besser zu helfen gewußt.

behaupten. Es ist nicht leicht auszumachen, wer zuerst die physicalische Vorherbestimmung in Zweifel gezogen habe. Die Jesuiten geben sie für eine neue Lehre aus, wenigstens wie man sie damals lehrte, und nach der Zeit gelehret hat. Die Dominicaner schreiben sie dem heil. Thomas zu: aber es mag nun ein untergeschobenes Kind seyn, oder nicht; die Untersuchung ist allemal unnütz.

Als Prudentius diese Disputation zu Salamanca vertheidigte, hielt sich eben ein Dominicaner, Bagnes, in dieser Stadt auf. Dieser, da er von der Disputation Nachricht erhielt, eilt in das Collegium der Jesuiten, und widerlegt den Satz, der ihm anstößig war. Der Streit ward so hitzig, daß Montemajor und Bagnes tapfer auf einander schimpften, und dieser in voller Wuth davon lief.

Doch ließ er die Hofnung, sich an dem Jesuiten zu rächen, nicht fahren; er arbeitete vielmehr Tag und Nacht an der Widerlegung seiner Disputation. Er setzte eine lange und ausführliche Censur dawider auf, und schickte sie an die Inquisition zu Valladolid. Diese Censur enthielt sechzehn Sätze, welche Bagnes für abscheulich hielt, und dem P. de Montemajor zuschrieb. In der That waren auch diese Sätze sehr irrig; aber zum Unglück waren es ganz andere, als die in der Disputation standen.

Die Meynungen des Jesuiten erhielten dadurch nur noch mehr Beyfall, und Bagnes wollte darüber fast rasend werden. Seine Feinde be-

schreiben ihn als einen Scholastiker, der von Stolz, niederträchtiger Eifersucht und Heucheley noch mehr an sich habe, als von Gelehrsamkeit und Pedanterey. Seine Verzweifelung verdoppelte sich, als er erfuhr, daß ein anderer berühmter Jesuit, Ludewig Molina, ein Werk verfertigt habe, um die Art zu erklären, wie Gott auf die Creaturen wirkt, und wie diese ihm widerstehen.

Dieser Molina war in der That ein sehr sonderbarer Mann; ein wahrer Christoph Columbus in der theologischen Welt. In diesem holprichten Lande, wo die Erfindungen eine so gefährliche Sache sind, gieng er stets auf neue Entdeckungen aus. Er richtete seine Grundsätze nach dem Unterschiede ein, den er zwischen der natürlichen und übernatürlichen Anordnung, zwischen der Vorherbestimmung zur Gnade und der Vorherbestimmung zur Herrlichkeit, zwischen der vorhergehenden und der mitwirkenden Gnade machte. Wir haben ihm zween seltene Begriffe zu danken, die begleitende Mitwirkung (concours concomitant) und die mittelbare Vorhersehung (science moyenne.) Suarez ist der Vater des Systems der Congruität.

Gott erforscht, vermöge seiner mittelbaren Vorhersehung, unsern Willen, um zu sehen, was wir thun werden, wenn wir seine Gnade empfangen haben. Er trifft hierauf, Kraft der Congruität, und wenn er sieht, was für einen Gebrauch der freye Wille von seiner Gnade machen wird, solche Veranstaltungen, daß wir Gutes thun, und selbst bis

bis an den Tod darinne beharren, ohne uns iedoch mit Gewalt und durch seine Allmacht dazu zu zwingen. Es ist von Seiten Gottes eine große Geschicklichkeit, dem Willen des Menschen seine Freyheit zu lassen, so wie etwan ein geschickter Minister dem Willen seines Herrn nachzugeben scheint, und ihn doch leitet, wohin er will. Gott, der alle Umstände voraus siehet, in denen wir uns befinden werden, sieht auch zu gleicher Zeit voraus, ob wir, wenn er uns eine gewisse Gnade wiederfahren läßt, dieselbe annehmen werden, oder nicht. Er beschließt, uns sie zu erweisen, und das ist die übereinstimmende Gnade, (la grace congrue.) Die Lehren des Molina schienen zu hart, und um sie zu mildern, ward das System der Congruität erdacht.

Das Buch des Molina war betitelt: **Uebereinstimmung der Gnade und des freyen Willens.** Es ist ein dem spanischen Clima sehr gemäßes Werk, als wo sich gute Schriftsteller sehr selten, scholastische aber in großer Menge finden. Der Cardinal Baronius vergleicht diesen jesuitischen Theologen mit einer Schlange, die den Händen durch allerley Wendungen entgeht, und mit Versicherungen der catholischen Rechtgläubigkeit sich allenthalben durchhilft.

So bald dieses Buch heraus kam, vergaßen Bagnes und seine Mitbrüder (denn er hatte schon sich einen großen Anhang bey seinem Orden gemacht) die Disputation des Montemajor. Sie fielen nun alle über den Molina her. Sein Buch

schien ihnen weit fürchterlicher als die Disputation. Sie schrien insgesammt, daß man nichts so abscheuliches gesehen habe; daß die mittelbare Vorhersehung bey weitem so vernünftig nicht sey, als die physicalische Vorherbestimmung; daß wenigstens eine vor der andern weit mehr Deutlichkeit voraus habe. Sie setzten den Gedanken des Molina andere entgegen, die ihnen weit richtiger und begreiflicher schienen. Ihr ganzes System gründet sich auf die Worte, die aus verschiedenen Stellen des heil. Augustinus zusammen gezogen sind. „Die Wirksamkeit der Gnade beruhet auf „der Allmacht Gottes, und auf der unumschränk„ten Gewalt, die er über den Willen der Menschen, „so wie über alle Creaturen hat.„

Bagnes, der für seine Meynung eingenommen war, und der Meynung des Jesuiten spottete, schrieb, um das Lächerliche derselben zu zeigen. Molina aber fand die Vorherbestimmung nicht weniger lächerlich, und antwortete sehr hitzig. Die Jesuiten unterstützten ihren Mitbruder, und die Dominicaner den ihrigen. Eine Parthey verketzerte die andere. Die Dominicaner nannten die Jesuiten Pelagianer, und diese schalten wieder die Dominicaner Calvinisten. Alle Mönche, alle Universitäten in Spanien nahmen an diesem Streite Antheil.

Die Sache gelangte endlich vor die Inquisition. Hier stritten nun erst die Partheyen mit allem möglichen Eifer vor ihr Recht; iede von ihnen

ihnen wollte beweisen, daß ihre Lehre keine andere, als die Lehre der Väter und der Kirche sey.

Der Ruf brachte die Nachricht von dieser Streitigkeit von Valladolid nach Rom. Es war nicht möglich, daß der Pabst so gleich ein Urtheil darüber hätte fällen sollen. Die Berichte, die er von da- und dorther bekam, waren insgesammt sehr ungetreu. Rom ersahe aber doch so viel daraus, als hinreichend war, dasselbe zu beunruhigen; es gebot demnach beyden Partheyen ein Stillschweigen, das weder von der einen, noch der andern beobachtet ward.

Die Dominicaner waren unwillig, daß die Lehre des heil. Thomas, eine Lehre, die seit so langer Zeit in allen Schulen gebilligt war, mit einigen neuen und unerhörten Sätzen ins Gedränge kommen sollte; das aber, was diese ehrwürdigen Väter am meisten verdroß, (denn man muß auf den wahren Ursprung des Streits zurück gehen,) war das große Ansehen, das die Jesuiten in Spanien und anderwerts, zum Nachtheil ihres Ordens, welcher alle Tage abnahm, erhielten. Ihre theologischen Lehrstühle hatten sich vermindert; sie waren nicht mehr Prediger oder Gewissensräthe nach der Mode; die Könige, und die Kayser des österreichischen Hauses nahmen nicht mehr die Beichtväter aus ihrem Orden; und es scheint, daß sie schon seit den ersten Jahren der Bekehrung des Ignatius voraus gesehen haben, wie nachtheilig ihnen einst seine Stiftung seyn werde. Was für Zänkereyen thaten sich nicht zwischen ihnen

ihnen und denen eifrigen Anhängern dieses verschlagenen Stifters a) hervor? Sie sind der Saame zu den Uneinigkeiten gewesen, von denen ich iezt rede,

Alle Länder erschallten von dem Geschrey der Dominicaner. Sie gaben das Buch des Molina für den Vorläufer des Antichrists aus. Der berühmte Melchior Canus schrieb darüber folgender Gestalt an den Hof nach Madrid: „Gott „gebe, daß es mir nicht eben so gehe, wie dem Cassander, dem man nicht eher glaubte, als bis Troja erobert war. Wenn man den Jesuiten erlaubt, so fortzufahren, wie sie angefangen haben, „so bitte ich Gott, daß nicht eine Zeit komme, „wo ihnen die Könige gern widerstehen wollten, „aber nicht können.„

Ein anderer Dominicaner, Alphonsus Vindano, gieng in allen spanischen Städten herum, und schrie auf allen Kanzeln, daß die Jesuiten, ihr Vater Ignatius, und alle seine Gefährten des Teufels wären; daß man es ihm aufs Wort glauben könne, weil er vom Himmel abgeschickt wäre, um es den Menschen zu offenbaren. Lanuza selbst, den man so gern unter die Heiligen versetzt wissen wollte, glaubte, als Provincial der Domi-

a) Wenn die Dominicaner ihm auch anfänglich einige Dienste leisteten, so behielten sie ihn hernach, nebst seinen Jüngern, zwey und zwanzig Tage zu Salamanca im Gefängnisse, weil diese neuen Begeisterten eben so wohl den Catechismus lehren und Gewissensräthe abgeben wollten, als sie.

Dominicaner, sich in seinem Gewissen verbunden, Philipp dem zweyten die für die Jesuiten so schimpfliche Bittschrift zu übergeben, in welcher man sich folgendermaßen ausdrückt: „Sie ziehen einen „großen Schwarm von jungen Leuten in ihren „Schulen an sich, indem sie ihnen weiß machen, „daß sie, durch ihre Vermittelung, alles erhalten „sollen, was sie nur begehren werden. Sie wol„len denen Geistlichen zu Pfründen, denen Advo„caten zu Clienten, jungen Gelehrten zu geistli„chen Orden, jungen Doctoren zu theologischen „Lehrstühlen, und kurz, einem ieden, nach dem „Maaß der Ergebenheit, das er gegen sie bezeigen „wird, zu Vortheilen verhelfen.„

Lanuza bat den Monarchen weiter, daß er das Verbot des Pabsts über die mittelbare Vorhersehung und über die physicalische Vorherbestimmung nicht zu streiten, aufheben sollte, bis Seine Heiligkeit darüber selbst einen Ausspruch gethan hätte. Philippus II aber, der mit Staatsangelegenheiten genung beschäfftigt war, wollte sich in dieses Schulgezänke nicht mengen.

Die Richter wurden indeß ernannt, die das Buch des Molina untersuchen sollten. Sie waren aber alle, wenn man einem gewissen Geschichtschreiber glauben will, partheyisch, bis auf zween, welche die Dominicaner nicht gewinnen konnten. Diese Väter, die an dem römischen Hofe in grossem Ansehen standen, hatten alle, die Seine Heiligkeit umgaben, zu ihrem Vortheil einzunehmen gewußt. Die beyden Cardinäle, Alexandrino

und

und d'Ascoli, die selbst von ihrem Orden waren, und noch große Neigung vor denselben hatten, waren ihre vornehmsten Stützen.

Der Bericht, den die Richter von dem Buche des Molina abstatteten, war demselben sehr nachtheilig. Clemens VIII konnte darnach den Ausspruch thun; er liebte ohnedem die Jesuiten nicht, und dieß wäre eine Ursache mehr gewesen, um ihnen diesen Druck zu geben: aber er wollte auch noch andere darüber hören. Der General, Claudius Aquaviva, stellte dem Pabste die bösen Absichten der Richter vor, und versicherte ihn, daß man das für Irrthümer ausgegeben habe, was unwidersprechliche Wahrheiten wären. Der P. d'Avrigni sagt in seinen **chronologischen und dogmatischen Denkwürdigkeiten**, daß verschiedene von ihnen das Buch nicht einmal gelesen gehabt. Dergleichen Vorwürfe schaden einer Sache mehr, als sie ihr nutzen. Die neuen Vorstellungen des Generals, die von dem Robert Bellarmin, der seit kurzem Cardinal geworden war, unterstützt wurden, und der Tod des Cardinals Alexandrino, brachten den Pabst endlich auf den Entschluß, die Richter über alles, was sie gethan hatten, zur Rede zu setzen.

Sie waren ihrer Sachen so gewiß, daß sie von ein und sechzig Sätzen, die sie in dem Buche des Molina getadelt hatten, mit sich bis auf neun und vierzig, hernach bis auf ein und vierzig, und endlich bis auf zwanzig handeln ließen. Der Pabst konnte sein Erstaunen den Richtern nicht bergen,

bergen, und um nichts wider die Religion und wider die strengste Gerechtigkeit geschehen zu lassen, befahl er, öffentliche Disputationen darüber anzustellen, wobey er selbst zugegen seyn wollte.

Clemens VIII war gelehrt genung, um selbst über die Sache urtheilen zu können. Es ward ieder Gesellschaft frey gestellt, zur Vertheidigung ihrer gemeinschaftlichen Sache einen Theologen nach ihrem Gefallen zu wählen. Die Dominicaner wählten den Alvarez, und die Jesuiten den Valentia.

Der zwanzigste Merz im Jahr 1602 war der Tag, an welchem die erste Zusammenkunft gehalten ward, die man, wie alle folgende, de auxiliis nannte; weil dieser Streit den Beystand betraf, den Gott dem schwachen Willen der Menschen leistet, um ihn zum Guten zu lenken.

Diese Zusammenkunft ward auf einem Saale im Vatican gehalten. Der Pabst, der in Person dabey war, hatte zween Cardinäle, den Pompejus Perigonius und den Camillus Borghese auf beyden Seiten neben sich sitzen. Die Richter, welches stets Mönche sind, saßen auf etwas niedrigern Stühlen. Die beyden Ordensgenerale fanden sich auch dabey ein, um gleichsam ihre Fechter zum Streite aufzumuntern.

Der Pabst stellte, ehe man anfieng, die Wichtigkeit der Sache vor, und was für große Aufmerksamkeit sie verdiene. Man sagt, daß seine Rede eine sehr lebhafte Schmährede wider die Jesuiten gewesen sey, und daß er sie mit diesen Wor-

ten angeredet habe: „Was verlangt ihr noch? „Erschrecket ihr nicht, daß ihr lieber die Lehre des „Pelagius in der Kirche Gottes einführen, als die „Vortheile des Molina verlassen wollt? Ueberlegt, „ich bitte euch, welchen Gefahren ihr die Christen- „heit durch eure Streitigkeiten aussetzt. Ziehet „eure Privatvortheile nicht dem gemeinen Besten „und der öffentlichen Wohlfarth vor! Gebet „den heiligen Vätern, gebet der Wahrheit Ge- „hör!„

Als die Rede des Pabsts zu Ende war, fieng der Theologe der Jesuiten an die mittelbare Vorhersehung zu vertheidigen; der Dominicaner behauptete darauf die physicalische Vorherbestimmung. Beyde kramten ihre ganze Gelehrsamkeit mit allen Spitzfündigkeiten des Verstandes dabey aus. Alvarez war nicht so reichlich damit versehen, als sein Gegner. Der Jesuit Valentia, der ein geschickter Theologe war, warf den Dominicaner bald über den Haufen.

Der General der Dominicaner, der für die Ehre seines Ordens in Sorgen war, schickte diesem schwachen Klopffechter einen fürchterlichen Kämpfer, den ehrwürdigen Pater, Thomas Lemos, zu Hülfe. Man hat von diesem würdigen Theologen eine sehr lächerliche Abbildung gemacht. a) Lemos wird als ein Mann vorgestellt, der sich zum Streiten und Kämpfen am besten schickt, indem man

a) Chronologische und dogmatische Denkwürdigkeiten, I. 82.

man ihm ein heroisches Ansehen, einen festen und dauerhaften Cörper, starre und drohende Augen, eine starke Brust, eine donnernde Stimme, viel Einbildung von sich, und sehr wenig Wissenschaft beylegt; man kann aber diese Abbildung mit seinen Werken, mit seinem Rufe, den er in Italien und Spanien hatte, widerlegen. Seine Bewunderer versichern, daß er den Cardinalshut ausgeschlagen habe, einige kleine Prälaturen ungerechnet, die man ihm vorher schon angeboten hatte.

Valentia hatte weiter nichts vor sich, als einen großen Namen. Diesem Jesuiten, dessen Gesundheit schwach war, und den die vielen Congregationen, denen er beygewohnt hatte, ganz mitgenommen hatten, ward einst, in Gegenwart seiner Heiligkeit, schlimm, so daß Sie ihm sich niederzusetzen befahlen. Diese Ehrenbezeugung war sehr schmeichelhaft für den Jesuiten, dessen große Talente der Pabst hochschätzte; der Dominicaner aber nahm diese Sache ganz anders auf. Lemos hielt seine Gründe für so stark, daß Valentia davon in Ohnmacht gesunken und zu Boden gefallen wäre. Die Gesundheit des Jesuiten ward immer schwächer, und er starb einige Zeit darnach zu Neapolis, ohne daß er seinen Streit zu Ende bringen konnte.

Lemos wußte sich sehr viel damit, daß er seinen Gegner zur Verfälschung einer Stelle des heil. Augustinus verleitet hatte. Die Anführung des Jesuiten befand sich auch in der That falsch, und der Dominicaner überführte ihn davon. Man

verändert oft eine Stelle, ohne betrügen zu wollen, und österer noch, um zu einem Irrthume zu verführen. Der Anschein war sehr wider den Valentia; man nennt ihn daher a) „einen neuen „Ananias, der in Gegenwart des Nachfolgers „Petri, in einer Sache, woran der ganzen Kirche „gelegen war, und welche die Rechte des heiligen „Geistes über das menschliche Herz betraf, gelogen hätte.„ Man versichert, daß der Pabst, wegen der Verfälschung dieser Stelle, den Valentia einen Lügner, Betrüger und Bösewicht gescholten habe; er soll auch, als er den Tod dieses Jesuiten erfuhr, gesagt haben: „Wenn er keine „andere Gnade gekannt hat, als die, die er vertheidigt hat, so wird er wohl nicht ins Paradies „gekommen seyn.„

Man hatte übrigens diese Zusammenkunft angestellt, um die Sachen auseinander zu setzen, und sie waren ietzt verwirrter, als zuvor. Ein Jesuit, Achilles Gaillard, schlug damals dem Pabste ein sicheres Mittel vor, wie man den Streit zu iedermanns Vergnügen beylegen könnte, wenn nur ein ieder ein wenig von seinen Rechten nachlassen wollte. Die Dominicaner nemlich sollten die mittelbare Vorhersehung, und die Jesuiten die freywillige Vorherbestimmung (prédestination gratuite) annehmen. Er versprach, beyde Systeme auf eine vernünftige Weise mit einander zu vereinigen; und aus Furcht, daß man ihn im Verdacht haben möchte, als ob er von seinen Mitbrüdern zu diesem Schritte sey verleitet worden, ließ

a) Abr. de l'hist. eccl. t. X, 104.

ließ er sich sehr angelegen seyn, zu beweisen, daß er ihn aus eigener Bewegung gethan habe.

Diese freywillige Vorherbestimmung, d. i. ob Gott die Zahl derer, die selig werden sollen, vorher festsetze, ehe er ihren Lebenswandel in Betrachtung zieht, war nicht nach dem Geschmack der Dominicaner. Sie wollten sich zu dem vom Achilles Gaillard gethanen Vergleiche nicht verstehen. Wie thöricht wäre es auch, wenn man von Theologen verlangen wollte, daß sie sich nie unter einander ferner streiten sollten!

Die Zusammenkünfte dauerten immer noch fort, obgleich Molina, der dazu Gelegenheit gegeben hatte, zu Madrid im Jahr 1601 gestorben war; zu spät vielleicht für die Ruhe der theologischen Welt; zu bald aber, wenn er ein Zeuge der traurigen Folgen seines sonderbaren Werks hätte seyn sollen.

Der Jesuit, Peter Arrubal, kam an die Stelle des P. Valentia. Arrubal aber konnte es ebenfalls nicht lange gegen die Lunge des nicht zu ermüdenden Lemos aushalten, welcher, außer denen Talenten, die ihm der Urheber der Natur gegeben, noch die ganze himmlische Hofstatt auf seine Seite gezogen hatte. Lemos, so oft und so lange er disputirte, war stets mit einem Scheine in Gestalt einer Crone umgeben, und selbst die Augen der Cardinäle wurden davon geblendet. Der P. Chouquet, ein Dominicaner, versichert uns dieses Wunderwerk in seinem seltsamen Buche: **Von der mütterlichen Barmherzigkeit der heil.**

Jungfrau gegen den Orden der Predigermönche.

Auf Peter Arrubaln folgte la Bastide. Nur durch Schreyen und Schimpfen gegen einander brachten es endlich die Jesuiten so weit, daß dem unbezwinglichen Lemos ebenfalls schlimm ward, und er sich einige Zeit entfernen mußte.

Während daß man auf einer Seite disputirte, so negocirte man auf der andern. Die meisten europäischen Mächte nahmen an diesem Streite Theil. Der spanische Hof, mißvergnügt über die Jesuiten, welche den Frieden zwischen Heinrich IV und dem römischen Hofe zu Stande gebracht hatten, foderte für die Dominicaner ein entscheidendes Urtheil. Der französische Hof setzte sich dawider, und die Jesuiten gaben sich alle Mühe ihn zu unterstützen. Die Cardinäle Bellarmin und Düperron, die ihnen gänzlich ergeben waren, wünschten ein allgemeines Concilium; sie fanden aber damit kein Gehör. Die Jesuiten, die die Umstände nicht allzu günstig für sich sahen, suchten weiter nichts, als die Entscheidung der Sache zu verzögern. Sie sprachen darüber mit Heinrich IV, welcher dem Cardinal Düperron auftrug, daß er diese Gnade vom Pabst zu erlangen suchen sollte.

Düperron war ein eben so geschickter Hofmann und Unterhändler als Gelehrter. Man kennet ihn sehr schlecht, wenn man ihn zu Heinrich IV, der über eins seiner Gespräche wider die Atheisten entzückt war, sagen läßt: „Sire, wenn „Ew.

„Ew. Majestät mich hören will, so will ich die „Atheisterey noch nachdrücklicher vertheidigen.„ Er diente den Jesuiten, die ihm bey dem Monarchen wieder dienen konnten. Clemens dem achten sagte er, daß, im Fall man die Vorherbestimmung durch ein Decret bestätigte, er dasselbe von allen Protestanten in Europa wollte unterschreiben lassen.

Clemens VIII hieng sehr auf die Seite der Dominicaner; doch hatte er nicht Lust das Buch des Molina zu verdammen. Man sagt, daß er schon eine Bulle wider dasselbe in Bereitschaft gehabt habe: man will so gar den Tag wissen, an welchem sie sollte publicirt werden; es war der Tag vor Pfingsten. Alle diese Umstände sagen viel, und können der einen Parthey sehr vortheilhaft seyn. Das gewisseste ist, daß sich Clemens VIII viel Mühe gab, die streitigen Fragen recht einzusehen, und daß sie seinen Tod verursachten. Leo XI folgte ihm, aber nur auf kurze Zeit, nach. Unter Paul V ward dieser Streit erst wieder recht rege, so viel Mühe sich auch, wie man sagt, die Jesuiten gaben, daß sich der neue Pabst nicht darein mengen, sondern beyden Partheyen Freyheit lassen sollte, in ihren Meynungen zu beharren, in so fern sie nicht wider die Glaubenslehren liefen.

Niemand konnte über diese Materie besser einen Ausspruch thun, als Paul V. Er war als Cardinal, Camillus Borghese, bey allen Congregationen gewesen, und die, die er nun anstellte,

bestanden aus eben den Prälaten und Richtern, die Clemens VIII darzu ernannt hatte.

La Bastide und Perez waren die Theologen von Seiten der Jesuiten. Lemos übernahm das Commando auf der andern Seite wieder; er hatte sich nur auf einige Zeit verborgen gehalten, um mit desto größerm Glanze iezt wieder zum Vorschein zu kommen. Die Dominicaner brauchten noch diese Vorsicht, da der Streit vom neuen angehen sollte, daß sie dem Lemos einen Secundanten gaben, den P. Alvarez. Man merkt von diesem an, daß er sehr wenig geredet habe, aus Achtung gegen seinen Mitbruder, den er allein wollte glänzen lassen.

Die Jesuiten waren in allen Versammlungen unter Clemens VIII blos defensive gegangen; die Dominicaner hatten keins von den Argumenten öffentlich bekannt gemacht, welche man wider die mittelbare Vorhersehung hätte vorbringen können. Paul V wollte nun, daß die Jesuiten angreifen, und die schwache Seite der physicalischen Vorherbestimmung zeigen sollten. Dieser Befehl ward vollkommen erfüllt.

Als Alvarez und der große Lemos nun sahen, daß man mit Argumenten wider sie stritt, die zwar sehr leicht, aber sehr überzeugend waren, so verstand sie kein Mensch, und sie sich selber nicht mehr. Sie fiengen an Distinctionen zu machen. Sie gestanden, daß Calvinus zwar eben so, wie sie, eine für sich selbst wirkende Gnade behauptet habe; aber sie läugneten dabey, daß man ihn deßwegen

zum

zum Ketzer gemacht habe, als welches er nur in Ansehung der falschen Folgerung sey, die er aus einem wahren Grundsatze gezogen habe, indem er vorgäbe, „daß die Uebereinstimmung des Willens „durch eine necessitatem consequentem nothwen„dig erfolge;„ da hingegen die Dominicaner die Uebereinstimmung des Willens „durch eine ne„cessitatem consequentiæ behaupteten.„

Lemos dividirte und subdividirte auch noch die physicalische Vorherbestimmung. Die eine schrieb er den Pelagianern, die andere dem Calvinus, und die dritte, als die einzige wahre und christcatholische, nach dem Urtheil des unvergleichlichen Lemos, den Dominicanern zu. Es schien ihm, als ob die ganze Gesellschaft ihm deßwegen ein Compliment machte. Er aber dachte von seinen Triumphen sehr demüthig, und schrieb sie dem Herrn zu, indem er mit dem Apostel ausrief: **Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin.**

Es ist Schade, daß Lemos nichts von der Offenbarung gewußt hat, die einem seiner Mitbrüder nach der Zeit wiederfahren ist. Dieser Dominicaner, der von allen Begebenheiten der andern Welt sehr genau unterrichtet war, behauptete, daß die bösen Engel aus keiner andern Ursache in den Abgrund wären gestürzt worden, als weil sie die physicalische Vorherbestimmung nicht annehmen wollten, die ihnen Gott selbst vortrug; und daß Simon der Zauberer, der eben so ein Narr gewesen, als die gefallenen Engel, eben

dieser Ursache wegen von Petro so übel sey empfangen worden. a)

Als nun Paul V die Sache in ihr gehöriges Licht gesetzt sahe, foderte er ein schriftliches Urtheil von den Richtern darüber. Ihre Meynung war dem System des Molina nicht allzu günstig. Man hatte es aber mit einem Pabste zu thun, der den Jesuiten nicht gram war, und die Richter gern zu einer mit ihm einstimmigen Meynung gebracht hätte. Da er es nun für unmöglich hielt, so befahl er, bey Strafe des Bannes, ein tiefes Stillschweigen, und wollte die Beweise für und wider die Sache selbst untersuchen, um ihren wahren und bestimmten Sinn zu fassen.

Es kam damals das berüchtigte Interdict wider die Staaten von Venedig dazu. Die venetianischen Jesuiten traten auf die Seite des römischen Hofes, da sie es lieber mit ihrem Vaterlande hätten halten sollen. Sie wurden deßwegen aus Venedig gejagt, und wurden weit später wieder daselbst aufgenommen, als die Capuciner und Theatiner, die ihrem Beyspiele gefolgt waren.

Diese große Ergebenheit der Jesuiten gegen den päbstlichen Stuhl, gereichte ihnen bey Paul V sehr zum Vortheile. Der Cardinal Düperron, welcher bey dem Pabste viel galt, machte viel Wesens aus ihrer herzhaften Handlung. Der Bannstrahl, der, wie man sagt, zum zweytenmal wider sie

a) Memoir. chron. & dogm. t. I. 71.

sie gerichtet war, ward zurück gehalten. Eben die Personen, die von der Bulle Clemens des achten, wider die Lehre des Molina Nachricht haben wollen, versichern zugleich, daß Paul V eine andere aufgesetzt habe, die nur hätte dürfen bekannt gemacht werden; sie zeigen so gar Abschriften davon vor. Ihre Widersacher läugnen, und berufen sich darauf, daß diese Bulle nicht sey publicirt worden: aber kann sie deßwegen nicht existirt haben? Es sind übrigens verschiedene Klagen darüber geführt worden, daß man diese Bulle unterdrückt hat. Der Verfasser der kurzgefaßten Kirchengeschichte sagt, nicht ohne Partheylichkeit; „Ein schreckliches Gerichte Gottes verhängte es, „daß die Bullen wider den Bajus publicirt wur„den, da hingegen Paul V die auf seinen Befehl „verfertigte Bulle nie hat publiciren lassen.„ Eben dieser Schriftsteller führt folgende Worte des Bischofs von Montpellier, Colbert, an; „Wenn „Paul V den klugen Vorstellungen gefolgt, und „die Bulle wider den Molina publicirt hätte, so „würde er die Kirche aller Verdrüßlichkeiten, die „sie nach der Zeit erfahren hat, den heiligen Stuhl „der vielen Decrete, die aus Gefälligkeit gegen die „Jesuiten sind gegeben worden, die Jesuiten des „Vorwurfs, ein Stein des Anstoßes in Israel zu „seyn, und die Gläubigen der Beschwerlichkeit „überhoben haben, von Leuten unterwiesen zu wer„den, welche die Religion nur nach dem äußer„lichen kennen, welche Maximen erdacht haben, „um damit die Sünden zu rechtfertigen, und

„welche, da sie die Leidenschaften mit dem Evan-
„gelio vereinigen wollen, die Leidenschaften nicht
„einschränken, sondern das Evangelium zu Grun-
„de richten.„

Alles was man gewisses darüber sagen kann, ist dieses, daß der Pabst Paul V weder die Lehre der Jesuiten noch der Dominicaner verwarf. Er befahl beyden Partheyen sehr weislich, daß sie in Friede mit einander leben und sich alles Schimpfens gegen einander enthalten sollten; wobey er sich vorbehielt, den Streit zu entscheiden, wenn es ihm gut dünken würde. Er ließ diesen endlichen Entschluß zugleich allen Nuntiis und Großinquisitoren kund thun. Den Generalen beyder Orden ward dabey aufgetragen, auf ihre Untergebene genau Achtung zu geben.

Diese Bescheidenheit des Pabstes machte auf die Dominicaner und Jesuiten einen sehr verschiedenen Eindruck. Die ersten geriethen in Verzweifelung, und die andern waren für Freuden ganz außer sich. Die Jesuiten trieben ihre Unvorsichtigkeit so weit, daß sie öffentliche Lustbarkeiten anstelleten, ihre Collegia einige Tage hinter einander schlossen, und ihre Häuser illuminirten. Sie stellten Feuerwerke und Comödien an, und ließen Triumphbogen mit der Ueberschrift in vergoldeten Buchstaben aufrichten: **Der siegende Molina.**

An den Geist des Friedens, den der Pabst so nachdrücklich empfohlen hatte, ward dabey am wenigsten gedacht. Die Dominicaner und Jesuiten

such-

suchten alle Gelegenheiten hervor einander zu schaden, und es blieb stets ein heimlicher Haß zwischen beyden Gesellschaften. Der spanische Minister unter Philipp III, der Herzog von Lerma, der die Folgen dieser geheimen Abneigung fürchtete, hätte dieselbe gern gehoben. Er warf sich selbst zum Mittler zwischen beyden Orden auf, und suchte sie in den Lehrpuncten zu vereinigen: aber vergebens. Sie thaten dem Herzoge alle möglichen Versprechungen: aber keiner von beyden Theilen hielt sein Wort. Der Minister sahe endlich seine Thorheit ein, ließ seinen Vorsatz fahren, und erkannte, daß es leichter würde gewesen seyn, zwo feindliche Mächte mit einander zu vergleichen, als zween einander in den Haaren liegende Mönchsorden.

Endlich stellte die Zeit, die alles wieder beruhigt, den Frieden in den Gemüthern wieder her. Die Jesuiten ließen, auf Befehl ihres Generals Aquaviva, von der Partheylichkeit gegen den Molina nach, um nicht für Pelagianer oder halbe Pelagianer gehalten zu werden. Sie mengten eine gute Dosin von freywilliger Vorherbestimmung darunter. Die meisten Dominicaner machten es mit ihrer selbstwirkenden Gnade eben so. Sie sind, nach dem Zeugnisse eines Schriftstellers, der ihnen sehr ergeben ist, und dem dieses Geständniß ein wenig sauer ankommt, sie sind, sage ich, so weit gegangen, daß sie eine **hinlängliche Gnade**, eine vim proximam, und einen **Stand der bloßen Natur** zugeben; eine Nachsicht, fährt dieser

Schrift-

Schriftsteller fort, die alle wahren Thomisten, und nicht wenige besonders begnadigte Seelen beleidigt. Er bricht mit dem Pascal in Klagen aus, und führt folgende, an einen Dominicaner gerichteten Worte, aus seinem zehnten Provincialbriefe an: „Gehet, mein lieber Pater, gehet; euer Or„den hat eine Ehre erhalten, die er schlecht zu „brauchen weiß. Er verläßt jene Gnade, die „ihm anvertrauet war, und die seit der Erschaf„fung der Welt nie ist verlassen worden; jene sie„gende Gnade, die von den Patriarchen gehofft, „von den Propheten vorher verkündigt, von Jesu „Christo überbracht, vom heil. Paulus geprediget, „vom heil. Augustinus, dem größten unter den „Vätern, erklärt, vom heil. Bernhard, dem letzten „Kirchenvater, bestätigt, vom heil. Thomas, dem „Engel der Schule, behauptet, von eben demselben „auf euern Orden gebracht, von so vielen Vätern „eures Ordens unterstützt, und von euern Geist„lichen, unter den Päbsten Clemens und Paul, so „rühmlich vertheidigt worden ist.„

Man kann mit gutem Grunde vermuthen, daß die streitenden Partheyen einander fast niemals verstanden; und ich fürchte, daß es dem Leser eben so gehen möge. Das beste ist demnach, die Erzählung davon zu beschlüßen, und es beyden Orden zu überlassen, ob sie diesen Streit bald wieder von forn anfangen wollen.

Die Herren vom Portroyal
und
die Jesuiten.

Die Herren vom Portroyal haben ihren Namen von einer berühmten Abtey der Bernhardiner, nahe bey Chevreuse, sechs Meilen von der Hauptstadt. Sie hatten sich Zellen in dem Hause daselbst bauen lassen. Um einigen Begriff von ihrer Lebensart zu haben, muß man wissen, daß sie alle Tage früh um vier Uhr aufstehen, die Frühmetten im Chore halten, in Gesellschaft zusammen essen, den meisten Theil des Jahres fasten, auf Strohe schlafen, sich mit einem groben Kleide bedecken, ihre Zeit unter Beten, Studiren und Handarbeiten theilen, und überhaupt sehr strenge Beobachter von allerhand Andachtsübungen sind.

Sie hatten die Absicht, einen Orden von einer ganz neuen Art zu stiften, den sie im alten Testamente vorgebildet zu seyn glaubten. Der Plan und die Statuten desselben waren schon entworfen. Ohne den Erzbischof zu Paris, der sich diesem Projecte nachdrücklich widersetzte, würde die Zahl der Mönche sich alle Tage vergrößern, und die Zahl der Bürger dagegen abnehmen.

So

So sehr diese Herren für ihre Vermehrung sorgten, so ist doch ihre Gesellschaft stets nur klein, aber sehr ausgesucht gewesen. Ein Anton Arnold, ein Ludewig Isaac Saci, ein Anton Le Maitre, ein Nicole, ein Pascal, was sind das für große Männer! Wir wollen uns einen Augenblick bey ihnen aufhalten, um sie etwas genauer kennen zu lernen.

Man denkt sich bey dem Namen des Arnold allemal ein Genie, das zur Erleuchtung anderer da ist; einen von den feurigen und geschwinden Geistern, die alles den Augenblick fassen, und lebhaft wieder vortragen; eine von den reinen, herzhaften, unerschütterten Seelen, die zu weit über das Glück erhaben sind, daß sie demselben den schmeichelhaften Gedanken, alles von sich selbst, und nichts von ihm zu haben, aufopfern sollten. Er hätte Cardinal werden können, wenn er sich nach den Absichten des römischen Hofes hätte bequemen, und wider die vier berüchtigten Sätze der französischen Geistlichkeit schreiben wollen. Der Beyfall, mit welchem seine Werke aufgenommen wurden, verblendete ihn nicht, daß er sie für vollkommen hielt. Er war immer der erste, der daran zu tadeln fand.

Seine beyden Nefen, Le Maitre und Saci, standen gleichfalls in großem Rufe, der eine wegen seiner gerichtlichen Reden, die zu seiner Zeit vortrefflich waren, ob sie gleich heut zu Tage schlecht sind; und der andere wegen der Uebersetzung des **Terenz** und der **Bibel**. Er ward

zwey

zwey und ein halbes Jahr in die Bastille gesetzt: er wußte aber seine Zeit daselbst sehr nützlich zuzubringen; wie denn dieser Ort, der für die Gelehrten sonst ein sehr unangenehmer Aufenthalt ist, manch Talent ermuntert und bekannt gemacht hat.

Nicole ist der Boetius der Franzosen. Seine **moralischen Versuche** zeigen von einem Originalgenie. Was für Genauigkeit, wie viel Methode ist in diesem Werke! Wenn der Verfasser ein wenig langsam geht, so geht er auch um so viel sicherer. Er geht von Grundsätzen auf Grundsätze, von Folgen auf Folgen fort. Es sagte daher auch ein gewisser Verächter der Moral: „Man muß genau auf sich Achtung geben, „wenn man ihn liest; man ist gleich widerlegt, „wenn man ihm das geringste einräumt. Haltet „ihn gleich bey dem ersten Schritte zurück.„ Im Umgange war Nicole ein zweyter Lafontaine. Er fühlte es auch selbst, daß er damit nicht viel Aufsehen machte. Wenn man über eine wichtige Materie mit ihm stritt, sagte er: „Ich weiß es „wohl, daß ich nicht viel werde antworten können; laßt mich aber nur die Feder ergreifen, „dann will ich euch schon zeigen, daß ich Recht „habe.„ Nie hat ein Philosoph ein redlicher Herz gehabt. Die Herren vom Portroyal hatten öfters Gelegenheit über seine Einfalt, über seine Furchtsamkeit, und über die wenige Kenntniß zu lachen, die er von der Welt hatte.

Man bewundert an dem Pascal ein frühzeitiges, feuriges und durchdringendes Genie, das in vielen

vielen Stücken Schöpfer ist; einen unnachahmlichen Schriftsteller, der zuerst die Sprache nach ihrer wahren Eigenschaft gekannt hat, der ihr die Bestimmung, die Stärke und die Annehmlichkeit zu geben gewußt hat, wodurch sie sich von andern unterscheidet. Er scheint weniger für seine Zeitverwandten, als für die Nachwelt geschrieben zu haben. Man wirft ihm einen Mißbrauch seiner Talente vor, indem er sich bisweilen seine Einbildungskraft zu weit verleiten ließ. Die Menschen wären sehr zu beklagen, wenn sie so wären, wie er sie vorgestellt hat. Er sahe zu viel Fehler an andern, und zu wenig an sich selbst. Es ist zweifelhaft, ob seine Frömmigkeit aufrichtig gewesen. Bayle sagt: „Zehn Bände Predigten sind weniger geschickt den Unglauben zu entwafnen, als das „Leben des Pascals; seine Demuth, seine außerordentliche Frömmigkeit rühren die Gewissen der „Sünder mehr, als wenn man ein Dutzend Missionarien wider sie ausschickte.„ Aber sollte die Frömmigkeit wohl sich mit so viel Galle und Haß vertragen? Pascal, ein tugendhafter Menschenfeind, ein finstrer Heraclit, war ein sonderbares Gemisch von Weisheit und Thorheit, von Nachsicht und Strenge. Er hatte gegen das Ende seines Lebens Erscheinungen; er sahe an seiner linken Seite stets einen offenen Schlund; er wandte die Augen weg, und zitterte für Furcht sich in denselben zu stürzen.

Man setze zu diesen berühmten Einsiedlern noch den Arnold d'Andilli, Hermant, Lenain de

Tillemont, Lancelot, und man sehe so dann, ob diese Männer nicht eine ehrwürdige Gesellschaft zusammen ausmachten. Sie waren die auserlesensten Schriftsteller der Nation. Ihre vortrefflichen Schriften breiteten den guten Geschmack unter derselben aus, und stellten die Sprache in ihrer Schönheit vor. Portroyal war eine der besten Schulen, und der Unterricht, den man daselbst genoß, ward für ein Glück gehalten. Die jungen Leute lernten daselbst die besten Grundsätze zu einer klugen und wohlanständigen Lebensart, und nährten ihren Verstand mit Lesung der besten griechischen und lateinischen Schriftsteller. Die Bignon, die Harlai, die Bagnol und der berühmte Racine sind alles Männer, die sich in dieser Schule gebildet haben.

Je mehr Aufsehen diese Herren vom Portroyal machten, desto mehr Verdacht erregten sie wider sich. Man gab auf alle ihre Tritte und Schritte Achtung. Sie hatten Mitbuhler, derer sie sich nicht schämen durften; Männer, die Verstand, Talente, Gelehrsamkeit und Tugenden besaßen, waren es, die diese neue Stiftung über den Haufen werfen wollten. Es fehlte nur ein Vorwand zum Angriffe; dieser aber fand sich bald in einigen Meynungen, die sich beym Portroyal eingeschlichen hatten.

Der berühmte Abt de Saint-Cyren hatte sie mit hinein gebracht; er ist also an allen Unruhen Schuld, die seit der Zeit rege geworden sind. Die Rolle, die dieser Abt spielte, verdient, daß man sich

dabey aufhält. Wir wollen zuförderst sehen wie er sich erst selbst überreden ließ, ehe er hernach andere überredete.

Saint-Cyran, oder Johann Düverger de Hourane, ward zu Bayonne im Jahr 1581 von adelichen Aeltern gebohren. Er studirte die schönen Wissenschaften in Frankreich, und die Theologie zu Louvain. In dieser Stadt machte er mit dem Cornelius Jansenius, der gleichfalls da studirte, und nach der Zeit Bischof zu Ypern ward, Bekanntschaft. Sie hörten beyde bey einem Professor, bey einem Manne, der für die Meynungen des Michael Bay, oder Bajus, nach der damaligen Art, alle Namen lateinisch zu machen, außerordentlich eingenommen war.

Diese Meynungen betrafen die Gnade und Gnadenwahl. Rom hatte sie schon zweymal verdammt; einmal auf Ansuchen der Franciscaner, die für ihren freyen Willen und für das System des Scotus in Sorgen waren; und das zweytemal auf Anhalten der Jesuiten, welchen Bajus nicht günstig war, und welche sich nachdrücklich an ihm rächen wollten.

Der theologische Professor zu Louvain brachte den Jansenius und Saint-Cyran auf seine Seite, als welche alle beyde Gelegenheit suchten sich hervor zu thun. Er trug ihnen die Meynung des Bajus auf der glänzendsten Seite vor. Zween Päbste hatten darüber nur eine Generalcensur ergehen lassen. Die öffentlichen Lehrer zu Louvain waren in große Verlegenheit gesetzt worden, als

sie

sie eine Bulle von Sixtus V, eines gewissen Comma wegen, erhielten. Sie schickten deßwegen Abgeordnete nach Rom, so sehr auch der Doctor Morillon dawider war, als welcher zum Frieden rieth, und daß man die Bulle annehmen sollte, wenn sie auch irrig wäre. Der Professor führte alle diese Gründe zum Vortheil des Bajus an, und sagte, daß Bajus seine Irrthümer nie abgeschworen habe; daß sein Widerruf erzwungen gewesen sey; und daß sein Streit mit den Jesuiten nichts als einen gegenseitigen Haß zum Grunde gehabt habe. Die Jesuiten verfolgten den Bajus, und Bajus verfolgte die Jesuiten als er Kanzler der Universität zu Louvain ward.

Da die beyden Studenten so viel zum Vortheil des Bajus hörten, fiengen sie an Geschmack an ihm zu finden. Seine Verachtung des Schulgeschwätzes, und seine leichte Lehrart gefiel ihnen. Da sie sich nun einen Namen machen wollten, so ergriffen sie die Lehrart des Bajus, als einen Faden in dem fürchterlichen Labyrinthe der göttlichen Allmacht und des freyen Willens. Jansenius schrieb ein großes und sehr langweiliges Werk über den heil. Augustinus. Unter dem Vorwande, die Meynung dieses Kirchenvaters von der Gnade zu erklären, predigte er überall den Bajanismus. Dieses Werk kam aber nicht eher, als nach seinem Tode, welcher im Jahr 1638 erfolgte, heraus. Jansenius unterwarf es, noch ehe er starb, dem Urtheile der Kirche; dasjenige aber, das er selbst davon fällte, ist sehr merkwürdig:

„Ich halte dafür, sagt er, daß man schwerlich „etwas darinne zu ändern finden wird. Wenn „inzwischen der römische Stuhl etwas daran än„dern will, so bin ich ein gehorsames Kind der „römischen Kirche, in welcher ich bis an meinen „Tod gelebt habe: Dieß ist mein letzter Wille.„ Auf diese Weise ward er das Haupt einer Secte, da er daran gar nicht gedachte, und das Haupt einer Secte in einem Lande der Unterwürfigkeit, wo die päbstlichen Bullen als unwidersprechliche Gesetze gelten.

Der Abt de Saint-Cyran, der über den Verlust seines Freundes untröstlich war, kam wieder nach Frankreich. Paris schien ihm für seinen Eifer der bequemste Schauplatz zu seyn. Er wandte daselbst alles an, um den **Augustinus** des Bischofs zu Ypern in Ansehen zu bringen. Er spielte den Propheten Elias, den Täufer Johannes, den Vorläufer eines neuen Evangelii. Seine lächelnde Mine und seine glatten Worte waren für viele sehr verführerisch. Es nahmen Priester, Layen, Weiber in der Stadt und am Hofe, Mönche, und insbesondere Nonnen, seine Meynungen an. Er wollte alles für große Geheimnisse gehalten haben. Der Stolz, ein allgemeiner Lehrer zu seyn, machte den Grund seines Caracters aus; man hat aber deßwegen nicht hinlängliche Ursache, ihn mit den gehässigsten und seltsamsten Farben zu malen, wie man gethan hat. Da er einst in Sorgen war, sagt der P. d'Avrigni, daß ein gewisser Geistlicher, dem er seine Geheimnisse ver-

vertraut hatte, dieselben verrathen möchte, packte er ihn auf der Straße an, um seine Beichte vor ihm abzulegen, und wußte ihn dadurch in die Nothwendigkeit zu setzen, daß er schweigen mußte. Der Abt de Saint-Cyran hatte sonst nichts vor andern voraus. Er ist ein schläfriger, weitschweifiger, unangenehmer und undeutlicher Schriftsteller, im Lateinischen so wohl als im Französischen; er wird daher auch heut zu Tage wenig mehr gelesen.

Die ersten Eroberungen dieses Apostels des Jansenisimus, waren die beyden Häuser des Port-royal zu Champs und zu Paris. Diese beyden Häuser hatten zwo Schwestern des Anton Arnold zu Vorsteherinnen, die Mutter Angelica, und die Mutter Agnes, beyde durch ihre Tugenden und durch ihre heldenmüthige Seele sehr ehrwürdige Frauen. Die Mutter Angelica hatte die meiste Zeit ihres Lebens mit Reformirung verschiedener Clöster zugebracht. Sie triumphirte durch ihre Standhaftigkeit über Mönche, Aebte und Aebtissinnen, die ihre alte gewohnte Lebensart fortsetzen wollten. Ein Assistent des Generals der Cisterzienser, ein gewaltiger Jäger für seinen Orden, und der Unwissendste unter den Mönchen, machte ihr am meisten zu schaffen, ehe sie ihn zur Vernunft bringen konnte. a) Die Mutter Agnes hin-

a) Man erzählt, daß sie diesen Geschmack an der Reformirung der Clöster, durch eine schöne Rede bekommen habe, die sie einen abtrünnigen Capuciner,

hingegen war in ihrer Jugend schon zur Aebtissinn von Saint-Cyr ernannt worden; sie gab aber diese Würde auf, indem ihr der Stand einer schlechten Nonne weit vorzüglicher schien, als einer Aebtissinn.

Diese beyden sonderbaren Schwestern, welche die beyden Clöster des Portroyal regierten, und selbst vom Abt Saint-Cyran regiert wurden, machten überall Proselyten. Der Bischof zu Langres, Zamet, hatte ihn mit diesen Damen bekannt gemacht. Der Abt aber war ihnen in kurzer Zeit lieber, als der Bischof. Sie schenkten diesem neuen Gewissensrathe alle ihr Vertrauen. Er gewann, durch ihre Vermittelung, zwo ansehnliche und zahlreiche Familien, des Arnold und des le Maitre, die zu allen Zeiten sehr große Feinde der Jesuiten gewesen waren. Die arnoldische Familie hatte Redner hergegeben, welche mit grossem Eifer an der Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich, und daß sie nimmer wieder sollten aufgenommen werden, gearbeitet hatten. Die fromme Heerde der Proselyten mußte sich vor allen Dingen nach einer sichern Zuflucht wider das ihnen drohende Ungewitter umsehen, und sie hielten Portroyal zu Champs für den sichersten Ort. Sie sahen ihn als ihren Waffenplatz an, und durch die Stimme der Gnade an diesen einsamen Ort zusammen gerufen, hatten sie alle nur ein Herz und eine

einer, über die Vortrefflichkeit des Mönchsstandes, halten hörte.

eine Seele, nur ein Geschrey wider die Jesuiten. Ihr bloßer Name schien den Portroyalisten schon der Verwünschung des ganzen menschlichen Geschlechts werth. Es währte auch nicht lange, so giengen die Feindseligkeiten von beyden Seiten an.

Das Buch **von dem öftern Gebrauch des Abendmahls**, das der große Arnold schrieb, war der erste Popanz für die Jesuiten. Arnold hatte es für die Nonnen des Portroyal gemacht. Das Werk selbst war mittelmäßig; es ward aber durch ein noch schlechteres vom Jesuiten Brisacier widerlegt. Es wurden darinne eben die Nonnen, welche Arnold als Muster der Tugend vorgestellt hatte, mit den abscheulichsten Farben abgemalt. Der Jesuit warf ihnen vor, daß sie weder an die Religion, noch an das heil. Abendmahl, noch an das Weyhwasser, noch an die Heiligen im Paradiese glaubten. Arnold ward noch weniger geschont, als sie. Man konnte das Werk des Jesuiten für eine förmliche Schmähschrift halten, und der Erzbischof zu Paris verdammte es auch als eine solche.

Der P. Meynier nahm die Vertheidigung seines Mitbruders auf sich, und machte eine noch häßlichere Abbildung vom Portroyal. Den Arnold nannte er einen Deisten; den Abt Saint-Cyran einen Atheisten; die andern vom Portroyal Ungeheuer, die sich verschworen haben, alle Begriffe der Religion zu verbannen. Zu Bourg-

Fontaine soll, nach der Meynung dieses Paters, das Complot zuerst entstanden seyn.

Die Portroyalisten wurden durch diese Vorwürfe sehr aufgebracht. Sie versicherten, daß ihre Nonnen mit Andacht oft zur Communion giengen; daß sie den ganzen Tag über Creuze machten; daß sie ihre Horas sängen, und alle Sonnabende der heil. Jungfrau zu Ehren eine Procession anstellten; daß sie fleißig den Rosencranz beteten. Arnold selbst trug beständig einen bey sich, und versäumte keinen Tag ihn zu beten.

Da indeß der Jansenismus in Frankreich schon so viel Lärm machte, daß die Jesuiten darüber in Unruhe geriethen, so hielten sie zu Rom um die Verdammung des Buchs des Bischofs zu Ypern an. Rom konnte auch ihrem ungestümen Anhalten nicht widerstehen, und verdammte im J. 1641 das Buch, unter dem Titel Augustinus.

Die Sorbonne wollte sich über dieses Urtheil zum Richter aufwerfen. Sie untersuchte die fünf berüchtigten Sätze des Jansenius, die aus seinem Augustinus ganz getreu dem Sinne, aber nicht den Worten nach gezogen waren. Die französischen Bischöffe untersuchten sie ebenfalls. Darüber entstand nun Uneinigkeit zwischen der Sorbonne und der Geistlichkeit. Acht und achtzig Bischöffe schrieben gemeinschaftlich an den Pabst Innocentius X, und baten, daß er der gallicanischen Kirche den Frieden wiedergeben, und ein entscheidendes Urtheil abfassen möchte. Eilf andere schrieben, und baten, daß er es nicht thun sollte.

Inno-

Innocentius X that indeß einen Ausspruch, und Frankreich gerieth in Feuer und Flammen. Er verdammte jeden von den fünf Sätzen absonderlich, ohne das vorhergehende oder das nachfolgende, ja, ohne selbst die Seiten anzuführen, woher sie genommen waren. Eine solche Nachlässigkeit würde man dem geringsten weltlichen Richter kaum zu gute halten. Der Cardinal Mazarin mußte daher sein ganzes Ansehen anwenden, um der Bulle des Pabstes einen Freypaß zu verschaffen. Dieser Minister war schon in Sorgen, wenn sich nur ein Schatten von einer Faction blicken ließ, und wollte dergleichen Unordnungen gern in der Geburt ersticken.

Aber weder Minister, noch Könige, noch Päbste, noch alle die, von denen man glaubte, daß sie sich von den Jesuiten regieren ließen, konnten den Lauf der neuen Meynungen hemmen. Die Portroyalisten waren vortreffliche Wälle gegen alle Angriffe. Sie hatten die Parlamenter, an die sie fleißig appellirten, und den gemeinen Haufen, der sie für verfolgt hielt, zu Rückenhaltern; so daß man nach der Bulle des Pabsts mehr Jansenisten und Unruhen in Frankreich hatte, als vorher.

Um diese Zeit trug sich auch die Geschichte mit dem Herzoge von Liancour zu, welchem ein Prediger von St. Sulpicius die Absolution versagte, weil er, anstatt sein Leben Standesmäßig mit Comödiantinnen zuzubringen, beständigen Umgang mit den neuen Ketzern hatte. Das kam

diesen Ketzern sehr zu statten; sie beschwerten sich, und schrieben in der ihnen gewöhnlichen Schreibart. Die Jesuiten legten die Hände auch nicht in den Schooß, sondern antworteten: Alle Männer von Verdiensten unter ihnen wollten sich ietzt mit Gegnern messen, von denen sie wußten, daß es ihnen auch nicht an Verdiensten fehlte. Sirmond, Petau, Annat, Ferrier, Vavassor thaten sich bey dieser Gelegenheit hervor. Daraus entstanden die beyden so berühmten Partheyen, die in allen Ständen so viel Zwiespalt gestiftet haben. Man nannte die Jesuiten nicht anders als **Molinisten**, und ihre Widersacher **Jansenisten**: große Worte, um die man sich herum schlägt, und wobey immer viel Mißverständniß mit unter läuft.

Da die Portroyalisten sich nicht mit Gewalt behaupten konnten, ergriffen sie die Feder, und schrieben alles hin, was Leuten nur einfallen kann, die sich überzeugen, daß sie Recht haben. Sie verwirrten die Sache so sehr sie konnten. Sie wollten beweisen, Jansenius habe das nicht gesagt, was er doch gesagt hat, und sich in seinem Buche überall finden läßt. Sie behaupteten, daß man seine Meynung, und die Art, wie er sich von den göttlichen Geboten, von der Natur der Gnade, von dem für das Heil aller Menschen vergossenen Blute Jesu Christi ausdrückte, gar nicht verstanden habe. Sie fanden in dem Auszuge, den man aus seinem Werke gemacht hatte, gar nichts von seiner Lehre. Andere fanden sie sehr vollständig

in

in den fünf verdammten Sätzen, und behaupteten, daß sie der Grund des Ganzen wären.

Außer der Deutlichkeit, die in den Sätzen des Jansenius anzutreffen war, hätte auch die in die Augen fallende Aehnlichkeit seiner Meynungen mit dem Calvinismus, die Ausbreitung derselben hindern sollen: aber sie fanden doch geschwinden Beyfall; welches man der Liebe zur Neuheit, dem Hasse gegen die Jesuiten, der Schwachheit einiger jungen Aebte und gewisser alten Betschwestern, oder auch der Begierde sich hervor zu thun und Aufsehen zu machen, zuschreiben muß.

Es schien als ob Jansenius nichts gesagt hätte, als was in den Kirchenvätern stand, und es ließen sich viel Leute davon hinters Licht führen. Arnold machte besonders von diesen Zeugnissen viel Aufhebens; man antwortete ihm aber, daß ein Wort mehr oder weniger, und die Umstände öfters die ganze Sache verändern; daß man auf den Sinn eines Autors, und nicht auf den Buchstaben sehen müsse.

Eben dieser Arnold, der so viel Eifer für seine Sache blicken ließ, und auch von seinen Feinden immer unter den Waffen gehalten ward, brachte alle Tage einen neuen und sonderbaren Satz vor: unter andern folgenden: **Der heil. Petrus ist ein Gerechter, dem die Gnade, ohne welche man nichts vermag, bey einer Gelegenheit gemangelt hat, wo man nicht läugnen kann, daß er gesündigt habe.** Dieser Satz mißfiel der Sorbonne, die ohnedem wider

ihn

ihn aufgebracht war. Sie schloß ihn im Jahr 1654 von ihrer Gesellschaft aus, und die deßwegen gehaltene Versammlung ist sehr merkwürdig. Der Kanzler Segvier war im Namen des Königs dabey. Der Saal war von Bettelmönchen erfüllt. Man hatte sie aus allen Provinzen zusammen kommen lassen, obgleich, nach der Gewohnheit, nur zween Doctores von iedem Orden gegenwärtig seyn sollten. Arnold protestirte, vor dem Notarius, wider die Ungerechtigkeit des Verfahrens. Er beklagt sich in dieser authentischen Acte, daß eben die Personen seine Richter wären, die er als untüchtig verworfen habe, und die ihm insgesammt sehr abgeneigt wären; daß der Syndicus mehr Stimmen gezählt habe, als deren wären gegeben worden; daß man eine Schrift, worinne er seine Lehre rechtfertige, weder habe lesen, noch ihn vorlesen lassen wollen; daß es endlich weniger das Ansehen einer Untersuchung, als einer Verschwörung wider ihn habe.

Innocentius X starb um diese Zeit; aber die Sachen bekamen dadurch keine andere Gestalt. Der neue Pabst **Alexander** VII, erneuerte die Censuren wider die fünf Sätze. Er lag mit den meisten französischen Bischöffen unter einer Decke. Diese Bischöffe hatten schon ehemals ein Formular aufgesetzt; sie ließen es aber daran noch nicht genung seyn, sondern machten noch ein zweytes. Es war in folgenden Worten verfaßt: „Ich verdamme mit Herz und Munde die Lehre der fünf „Sätze, die in dem Buche des Cornelius Jansenius

„nius

„nius enthalten sind; als welches gar nicht die
„Lehre des heil. Augustinus ist, welchen Jansenius
„schlecht erklärt hat.„

Diese Formul war ein Zaum wider alle Ausflüchte der Portroyalisten. Ihr Unterschied, den sie zwischen der Sache selbst und dem Rechte machten, womit sie sich einige Zeit hinhalfen, und ihn gern zu einem Glaubensartickel gemacht hätten, ward dadurch gänzlich unnütz. Sie schrien nach ihrer Gewohnheit, und die Bischöffe, nebst der Regierung, thaten indeß, was sie wollten.

Die Bischöffe ließen dieses Formular von allen unterschreiben, die ihnen verdächtig waren. Ein solches Verfahren machte viele zu Rebellen, und einige zu Heuchlern. Man verlangte selbst von den Portroyalisten, daß sie unterschreiben, und ein gutes Beyspiel der Unterwerfung geben sollten. Wenn man dieses Heiligthum des Jansenismus hätte gewinnen können, so wäre nothwendig der ganze Jansenismus über den Haufen gefallen.

Man gieng zu diesen andächtigen Nonnen, und befahl ihnen zu gestehen, daß die fünf Sätze in einem lateinischen Buche stünden: dieses läugneten sie mit aller Gewalt; sie beschwerten sich dagegen, daß die Jesuiten, die Bischöffe und die Päbste den Jansenius schlecht verstanden hätten. Es könnte wohl seyn, setzten sie hinzu, daß die fünf Sätze irrig wären; es sey aber auch gewiß, daß Jansenius nicht Unrecht habe. Kurz, sie unterschrieben nicht, und behaupteten beständig, daß es wider ihr Gewissen wäre. Ihre Feinde hatten

auf

auf der andern Seite ein eben so zärtliches Gewissen; Bescheidenheit aber und Biegsamkeit hatten sie alle beyde nicht.

Der Hof verlangte indeß Gehorsam, und der Untergang des Portroyal war schon beschlossen, wenn nicht die rührenden Briefe des Arnold d'Andilli an die Königinn, Maria von Medicis, den Streich noch aufgehalten hätten. Arnold d'Andilli schrieb an die Königinn: „Ich würde „sehr unglücklich seyn, da ich die Welt verlassen „habe, um meine Tage in einer Wüste zu beschlüs„sen, wenn ich daselbst nichts als meinen Unter„gang finden sollte.„ Hierauf machte er von den Gesellschaftern seiner Einsamkeit die prächtigsten Lobsprüche.

Aber selbst ihre Tugenden machten sie verdächtig, so daß man weiter an kein Schonen gedachte. Der Hof schickte den 12 März im Jahr 1660 den Civillieutenant, d'Aubrai, der nach der Zeit von der berüchtigten Marquise de Brinvillers, seiner Tochter, mit Gift aus der Welt geschaft ward, nach Portroyal zu Champs, um die Einsiedler daselbst heraus zu jagen. Die jungen Leute, die man daselbst erzog, wurden ebenfalls zerstreut. Diese Vertriebene sahen den Tod des d'Aubrai als ein göttliches Strafgericht an; aber dem ohngeachtet zogen die Jesuiten allen Vortheil von seiner That. Sie fanden in der Zerstörung des Portroyal ihre eigene Sicherheit; ihr Ansehen ward befestigt, ihr Ruhm ihnen weniger streitig gemacht, ihre Bücher waren nicht mehr so

nach=

nachtheiligen Vergleichungen ausgesetzt, und die Zahl ihrer Schüler nahm immer mehr und mehr zu.

Nachdem nun die Zellen und Schulen der portroyalischen Einsiedler zerstört waren, so blieben doch noch zwey berühmte Clöster übrig. Es war über diese schon eben dasselbe Schicksal beschlossen, als die Nonnen mit Wunderwerken in den Weg kamen. Eine junge Person, die Nichte des Pascals, Namens Mademoiselle Perrier, die im Portroyal zu Paris in Pension war, hatte einen heiligen Dorn geküßt, der nebst andern Reliquien von Jerusalem dahin war gebracht worden, und war dadurch von einer Augenfistel geheilet worden. Dieses Wunderwerk, es sey nun wahr oder erdichtet, errettete die Clöster von ihrem Untergange. Die Jesuiten wollten auch Wunder thun; sie waren aber darzu nicht recht aufgelegt. Man glaubte, sie hätten zu viel Böses begangen, als daß die Heiligen mit ihnen seyn sollten.

Die Verjagung der unglücklichen Einsiedler gieng indeß vielen Personen sehr nahe, die mit ihnen einerley Gesinnungen hatten. Das Herz blutete Frauenzimmern vom vornehmsten Range. Die Herzoginn von Liancour, die Prinzessinn von Guimene, die Marquisinn von Sable, und die Herzoginn von Longueville waren untröstlich. Diese Herzoginn von Longueville, die Schwester des großen Conde, die durch den Schleuderkrieg, und durch ihre Neigung zur Galanterie, so bekannt ist, war die Seele des Jansenismus. Die

An-

Andacht ist für gewisse Frauenzimmer, wenn sie alt werden, ein kräftiger Trost, so wie der Witz es für einige andere ist: die Herzoginn behielt dabey noch ihre natürliche Unruhe, und ihre Neigung zur Cabale. Sie verbarg a) den Arnold, dem damals ärger nachgestellt ward als dem Cartouche, in ihrem Pallaste sehr sorgfältig. Eben diese Prinzessinn hatte ein Gebäude für sich zu Portroyal des Champs aufführen lassen, wo sie mit den Einsiedlern in der Gemeinschaft der Meynungen und der Philosophie, des Witzes und der Frömmigkeit, der Erbitterung und der Galle gegen den Hof, des Hasses gegen die Jesuiten, denen ihr Bruder geneigt war, lebte.

Man beschuldigte diese Väter, daß sie alles, Bischöffe, Obrigkeiten, Minister, Könige, Päbste regieren wollten. Man nannte die Personen, die sich von ihnen hatten einnehmen lassen, Jesuiten im kurzen Rocke. In dem Leben des Arnold, das zu Cöln gedruckt ist, liest man, daß sie in allen Staaten, und in allen Theilen der Welt Spione haben, welche, ohne das Ordenskleid zu tragen, an ihre Gelübde gebunden, und darzu ausgesandt sind, daß sie auf alles Achtung geben, und davon Bericht erstatten sollen, damit der Orden sich zu seinem Vortheile darnach richten könne. Die alten Begebenheiten, der Mord Heinrichs des großen, den Barriere entwarf, und Chatel ausführte, das Verbrechen des P. Guignard, ihre

a) Anecd. II. 68. no. 8.

ihre Verbannung aus Frankreich und Venedig, wurden wieder auf die Bahn gebracht. Man suchte alle Wege auf, die Jesuiten verhaßt zu machen. a) Pascal that noch mehr: er machte sie lächerlich.

Seine Provincialbriefe, von deren Schreibart man bisher noch nichts ähnliches in Frankreich gesehen hatte, wurden mit einer unglaublichen Begierde gelesen. Feiner Scherz, Satyre, Spöttereyen, und selbst erhabene Gedanken, sind durchaus mit einander vermischt. Bossuet antwortete daher, als man ihn fragte, welches von den Büchern in französischer Sprache er am liebsten geschrieben haben wollte: Die Provincialbriefe. Sie wurden öffentlich verkauft, obgleich die Jesuiten sehr dawider aufgebracht waren. Einer von ihnen besuchte einst den Nefen des Pascals, und sprach mit ihm von diesen Briefen; man schreibt sie, sagte er, Ihrem Onkel zu. Der Vetter des Pascals that, als ob er es nicht glauben könnte. Er wohnte bey seinem Onkel, und in eben dem Zimmer, in welches man den Jesuiten geführt hatte, lagen funfzehn Exemplare von diesen

a) Wenn man damals die zukünftigen Begebenheiten hätte voraus sehen können, mit welchen Farben würden uns nicht die Feinde der Jesuiten alles das vorgestellt haben, was sich in unsern Tagen in Paragai, in Portugall und in Frankreich zugetragen hat: Begebenheiten, die für die Jesuiten ein ewiger Schandfleck seyn werden.

diesen Briefen noch ganz naß auf dem Bette. a) Nicole übersetzte hernach dieselben ins Lateinische, unter dem erdichteten Namen, Willhelm Wendrock, und machte Anmerkungen dazu.

Der boshafteste Streich des Pascals war, daß er die eben so lächerlichen als gefährlichen Meynungen einiger Jesuiten in Spanien und Flandern der ganzen Gesellschaft geschickt aufzubürden wußte. Vielleicht hätten sich diese Meynungen auch bey andern geistlichen Orden, und in allen catholischen Schulen finden lassen. Der Unterschied der Zeiten, der Länder, der Sitten und Gewohnheiten kann zwar die Gestalt derselben noch ein wenig verändern: man wollte aber einmal den Jesuiten zu Leibe. Man hielt sie vom Grund aus für verdorben, und wollte so gar chronologisch darthun können, wie sie nach und nach die gute Moral und die reine Lehre immer mehr verderbt hätten. Lainez und Salmeron machten auf dem tridentinischen Concilio den Anfang dazu. Andere Jesuiten, erst in Italien, hernach in Spanien, Flandern, Holland, Deutschland und Frank-

a) Ein anderer Jesuit spottete in Gegenwart des Boileau über den Pascal, und über die Handarbeiten, die seine Mitbrüder trieben: Pascal, sagte er, macht Schuhe im Portroyal. Ich weiß nicht, antwortete Boileau, ob Pascal Schuhe macht; aber das weiß ich, daß seine Provincialbriefe sehr gute Stiefeln für euch sind.

Frankreich sind diesem Beyspiele gefolgt. Man warf ihnen vor, daß sie ihre abscheulichen Lehren in keiner andern Absicht erdacht, und sich in allen Theilen der Welt herum zu zerstreuen gesucht hätten, als um die Welt in Verwirrung zu setzen. Diese erschrecklichen Vorwürfe waren vielleicht eben so chimärisch, als die erdichteten zwölf Apostel des Vanini, welche von Italien aus in alle Welt gehen, und überall den Leuten die Köpfe verrücken und die Sitten verderben sollten. Jede Gesellschaft, iede Secte, sie mag beschaffen seyn, wie sie will, erfodert ein Band, das dieselbe zusammen hält, und ihren gemeinschaftlichen Vortheil fest setzt.

Die Jesuiten besannen sich lange, ehe sie auf die Briefe des Pascals antworteten. Alle ihre Antworten dienten auch weiter zu nichts, als daß sie das Publicum in der Meynung bestärkten, daß es ihnen an guten Schriftstellern fehle. Es gieng damals die Rede, daß der Graf von Büssi ihnen seine Feder angeboten habe, wenn sie ihm nemlich bey Ludewig XIV wieder Dienste erweisen wollten.

Man muß gestehen, daß, wenn sie niemand hatten, den sie dem Pascal entgegen stellen konnten, auch keiner von unsern Schriftstellern im Stande war es mit ihm aufzunehmen.

Man hat die Jesuiten mit dem Cardinal Mazarin verglichen, über welchen ganz Frankreich spottete, während daß er ganz Frankreich regierte. Sie brachten es bey Ludewig XIV dahin, daß er

die Nonnen im Portroyal verfolgte. Diese waren iezt hartnäckiger als iemals. Der Erzbischof zu Paris hatte sich geschmeichelt, daß er sie gewinnen würde, indem er ihnen öfters seinen Besuch gab. Da es ihm aber nicht gelingen wollte, sagte er endlich zu ihnen: „Ihr seyd sehr tugendhaft; „ihr seyd rein wie die Engel, und hochmüthig wie „Lucifer; ihr besitzt eine teuflische Hartnäckigkeit „und Stolz.„

Es ist gewiß, daß es nie ehrwürdigere Nonnen, als diese, gegeben hat, wenn man ihre Halsstarrigkeit ausnimmt. Sie waren von allem Eigennutze frey; sie foderten keine Mitgabe, wenn sie ein junges Frauenzimmer aufnahmen; was ihnen die Aeltern aus gutem Willen gaben, das war es alles, was sie annahmen. Ja es hat so gar mehr als eine Familie, die nach der Zeit in schlechte Umstände gerathen war, ihr freywilliges Geschenk wieder erhalten. Der Grundsatz dieser Nonnen war, daß das nicht arm seyn und das Gelübde der Armuth erfüllen hieße, wenn man gesellschaftlich reich ist. Es wurden bey ihnen keine Pensionen bezahlt, und so war auch kein Neid unter ihnen anzutreffen. Das Closter sorgte reichlich für die nöthigsten Bedürfnisse einer ieden unter ihnen.

Der Hof, den so viel Widersetzung verdroß, ließ durch zweyhundert Mann Soldaten die vornehmsten Nonnen aus dem Portroyal zu Paris wegnehmen, und nur die wurden gelassen, die sich

zur

zur Unterschreibung des Formulars verstanden. Die Mutter Angelica schrieb damals an den Hermant, und ich kenne keinen größern Gedanken als den ihrigen: „Unser Unglück ist von einer so gros„sen Würde, daß ich zittere, wenn ich bedenke, „daß wir es sind, die Gott erwählt hat für seine „Wahrheit zu leiden. Keine Gnade ist mit die„ser zu vergleichen.„

Ein ieder rechtschaffener Jansenist erwartete kein besser Schicksal, und ward dadurch nur noch unbiegsamer. Es war nicht möglich mit den vier berühmten Prälaten, Arnold, dem Bischoffe zu Angers und Bruder des Doctors, Büzanval, dem Bischoffe zu Beauvais, Pavillon d'Alet, und Caulet de Pamiers zu Stande zu kommen. Sie wollten ein Formular nicht unterschreiben, welches doch von den andern Bischöffen und vom Parlamente selbst unterschrieben war. Alexander VII, der es aufgesetzt hatte, und sich schmeichelte, daß es würde angenommen werden, ärgerte sich, da es nicht geschah, und wollte, daß man gegen die vier widerspenstigen Prälaten nach der Strenge verfahren sollte.

Die Portroyalisten brachten fast alle Tage eine neue und vortreffliche Schrift zur Vertheidigung ihrer Sache vor. Es war keine darunter, die nicht von einem männlichen und feurigen Genie, von ihrer erhabenen Seele und ihrem rauhen Caracter zeugte. Die Jesuiten griffen sich auch ihrer Seits an, so sehr sie konnten.

Doch nicht genung, daß man mit allen Kräften öffentlich gegen einander stritt, man nahm auch noch die Kriegslist zu Hülfe. Man zog einen jungen Professor der Philosophie zu Douai, mit der Hofnung eines eingebildeten Glücks, das er bey einem jansenistischen Bischoffe machen sollte, von einem Ende des Königreichs bis ans andere; er verkaufte alle seine Haabseligkeiten, verließ seinen Platz, und verthat alle sein Geld. Ludewig XIV lachte herzlich über diese Begebenheit. Es kam auch noch ein untergeschobener Brief dieses Monarchen a) an den Arnold zum Vorschein, der aus dem Lager vor Ypern im Jahr 1678 geschrieben war.

Alle

a) Es stand darinne folgendes: „Wir fangen eine „Belagerung an, wobey ihr uns mit eurem Ansehen großen Vortheil verschaffen könntet. Ich „habe denen Herren zu Ypern fünf Sätze vorzulegen: der erste, daß ich nach Flandern gekommen bin, um allen Einwohnern gutes zu thun; „der zweyte, daß das, was ich von ihnen verlange, „nicht unmöglich ist; der dritte, daß es in ihrer „Gewalt steht, meine Gnade zu verdienen oder „nicht zu verdienen; der vierte, daß ich überflüßige Hülfsmittel bey mir habe, sie zum Gehorsam „zu zwingen; und der fünfte, daß, ob sie gleich „gezwungen sind, sich zu unterwerfen, sie es dennoch mit völliger Freyheit thun können. Es „kommt nun, mein Herr, darauf an, daß man sie „diese fünf Sätze unterschreiben läßt, in welchen „alle Gnade enthalten ist, die ich ihnen erweisen „kann. Ich glaube nicht, daß sie den Unterschied

„zwi-

Alle diese Spöttereyen fanden ihren Mann: Die Jesuiten blieben nichts darauf schuldig. Es fehlte weder an Satyren, noch an andern anzüglichen Erfindungen. a)

„zwischen der Sache selbst und dem Rechte zu einer Ausflucht gegen meine Befehle brauchen werden; denn ich bin, was das Recht anbetrifft, schon seit so langer Zeit im Besitz der Städteeroberung, daß ich mich in den Niederlanden mit der Verjährung vertheidigen könnte, wenn ich auch sonst keine unstreitigen Rechte hätte. Sie können demnach nur bey der Sache selbst stehen bleiben, und da kann ich sie mit etlichen dreyßig Canonen überzeugen, auf welche sie antworten mögen, wenn sie können. Ihr werdet daraus ersehen, daß ich meine fünf Sätze weit eher werde unterschreiben lassen, als ihr die Sätze des Pabsts unterschrieben habt.„

a) Unter andern ward ein Kupferstich bekannt, wo Jesus Christus im Jesuiterhabit vorgestellt, und diese Verse darunter gesetzt waren:

Si Jesus-Christ resuscité
Sous cet habit eut pû paroitre,
Thomas avec raison, eût méconnu son maître,
Et nous célebrerions son incrédulité.

„Wenn der auferstandene Heiland in dieser Kleidung hätte erscheinen können, so würde Thomas mit Recht seinen Herrn verkannt haben, und wir würden seinem Unglauben Lobsprüche machen.„

Zu der Zeit, da man am heftigsten darüber stritt, ob die fünf Sätze beym Jansenius anzutreffen oder nicht anzutreffen wären, ward Rospigliosi, unter dem Namen, Clemens IX Pabst, und alles bekam eine andere Gestalt. Der neue Pabst brachte die vier Bischöffe endlich zum Unterschreiben, indem er sincérement an die Stelle der Worte purement & simplement setzte.

Dieser gestiftete Vergleich war für die Nation eine merkwürdige Begebenheit; die Ruhe ward dadurch wieder hergestellt. Man nannte es insgemein den Frieden Clemens des neunten, oder den Frieden der Kirche. Die Schriftsteller des Portroyal stellten ihre Feindseligkeiten ein; die vertriebenen Nonnen kamen zurück; die Jansenisten, die in der Bastille saßen, wurden frey gelassen, und Arnold, der große Arnold, der seine Einsamkeit verließ, ward allenthalben als der Chrysostomus seiner Zeit aufgenommen. Der päbstliche Nuntius besuchte ihn, machte ihm große Lobsprüche, und nannte ihn penna d'oro, eine goldene Feder. Arnold ward so gar dem Könige vorgestellt.

Dieser Friede Clemens IX, dieser so berühmte Friede, ward aber bald wieder gebrochen. Die contrahirenden Partheyen behielten im Grunde ein gewisses Mißtrauen und Haß gegen einander; es war nichts im Stande das unter der Asche glimmende Feuer zu erlöschen. Es brach daher auch mit desto größerer Heftigkeit bald wieder aus.

Die

Die Jansenisten waren verlohren am Hofe. Arnold, der sich während des Friedens mit den Calvinisten herum stritt, (denn er mußte immer etwas zu streiten haben,) gieng nun wieder auf die Jesuiten los, und brachte ihnen derbe Stöße bey. Aus Furcht vor den Folgen, verließ er von selbst sein Vaterland, und wandte sich nach den Niederlanden. Er lebte daselbst in der Einsamkeit, in der Armuth, und in einer beständigen Furcht seinen Feinden in die Hände zu fallen; doch schmeichelte sich bey dem allen sein Stolz damit, daß er das Haupt einer ansehnlichen Parthey war.

Er hatte von Rom aus die Erlaubniß in seinem Zimmer Messe zu lesen. Man wird vielleicht über seine Verbindungen mit dem römischen Hofe erstaunen; sie sind aber dem ohngeachtet nicht weniger wahr. Er stand beständig mit Cardinälen im Briefwechsel. Er erhielt sehr sichere Nachrichten von allen wichtigen Schriften, die zur Versammlung de propaganda fide eingeschickt wurden. Niemand kannte die vaticanische Bibliothec besser, als er. Er führte die Originale daraus an, nebst Bezeichnung der Stelle, wo sie lagen, und foderte die Jesuiten auf, daß sie ihm die Authenticität derselben streitig machen sollten. Sie konnten seine **practische Moral** nicht in den Index bringen, da doch das Buch des P. Tellier, **von den Christen in China**, in denselben gesetzt ward. Sein Ansehen zu Rom war so groß, daß er selbst darüber scherzte: „Man hält mich in Frankreich, sagte er, für den

„größten Feind der Päbste, und weiß nicht, wie „gut ich stets mit ihnen gestanden habe.„ Es hat einer von den Päbsten die Erlaubniß gegeben, in der Bibliothec des Vaticans alles aufzusuchen, und aus den Werken des Arnolds zusammen zu tragen, was sich auf diese Verbindungen, von denen ich rede, bezieht; dieses Werk sollte zu Venedig heraus kommen.

Arnold ist zu Brüssel, im Jahr 1694, in einem Alter von zwey und achtzig Jahren gestorben, und ward von Freunden und Feinden bedauert. Der Abt de Pomponne war der letzte von dieser Familie. a)

Die heftige Verfolgung wider die Jansenisten machte die Nonnen des Portroyal zu Champs keineswegs schüchtern; sie wurden vielmehr noch beherzter, da sie sich der Spitzfündigkeiten einiger jansenistischen Schriftsteller bedienten, und die Distinction zwischen der Sache und dem Rechte noch

a) Der Onkel hatte sich große Hofnung von seinem Nefen gemacht, an dem sonst nichts außerordentliches war, als sein Stolz und seine Einfalt. Er war in allen Stücken verblendet: kein Name schien ihm größer als der Name des Arnold; kein Haus in Paris war berühmter als das seinige; keine Abtey in Frankreich besser, als die er besaß; kein Mensch zu Staatssachen, und die wichtigsten Posten zu bekleiden geschickter, als er. Er wußte so gar nicht, mit welcher Bescheidenheit er dem Andenken seines Onkels begegnen sollte, der von den Jesuiten angegriffen ward.

noch mit einigen Zusätzen bereicherten. Sie foderten für das Recht einen göttlichen Glauben, für die Sache aber einen menschlichen; ihre Widersacher hingegen verlangten auch für die Sache einen göttlichen Glauben.

Dieser Proceß ward zu Rom anhängig gemacht, und Clemens XI gab die Bulle Vineam Domini. Dieser Pabst, der wie alle seine Vorfahren, von den Zeiten des Bajus an, nur Ruhe und Friede zu stiften suchte, befahl die Sache zu glauben, ohne zu untersuchen, ob es ein göttlicher oder menschlicher Glaube sey. Diese päbstliche Bulle sollte nun auch noch unterschrieben werden; der Cardinal de Noailles ließ sie den Nonnen im Portroyal des Champs vorlegen.

Sie unterschrieben, aber dem Frieden Clemens IX unbeschädigt, und verstanden sich in Ansehung des Glaubens der Sache (du fait) zu einem ehrerbietigen Stillschweigen. Man würde nicht besser mit ihnen verfahren seyn, sagt einer ihrer a) Panegyristen, wenn sie auch ohne Vorbehalt alles (purement & simplement) unterschrieben hätten; sie mußten sich ihr Schicksal gefallen lassen. Ihre anscheinende Unterwerfung wird ihnen zum größten Verbrechen gemacht; der König will das Closter unterdrückt haben, und verlangt dazu vom Pabst eine Bulle. Der Cardinal de Noailles, der damals weniger auf ihrer als des Hofes Seite war, der die Gesinnungen des

a) Abr. de l'hist. eccl. t. XI. 464.

des römischen Hofes, und auch die Tugenden und Talente der Jansenisten kannte, deren Namen er aber nicht vertragen konnte, unterstützte diese Absichten. Er entzog den Nonnen die Sacramente, und die activen und passiven Stimmen bey allen Wahlen. Dieser Verlust war ihnen empfindlich, er nahm ihnen aber den Muth nicht; eine von ihnen starb für Verdruß, da sie einige Unbeständigkeit blicken ließ, und einen nicht viel bedeutenden Widerruf gethan hatte.

Da nun endlich der Tag der Rache anbrach, so machte man damit den Anfang, daß man den Advocaten dieser schlecht vertheidigten Nonnen in die Bastille setzte. Sie wurden hierauf alle weggenommen, und in verschiedene Clöster vertheilt. Der Policeylieutenant d'Argenson hatte den Auftrag die Sache auszuführen. Sie bestanden damals aus funfzehn Chornonnen, und sieben Closterschwestern; a) die jüngste von ihnen war funfzig Jahre alt. Ihr Haus ward bis auf den Grund niedergerissen, im Jahr 1709.

Zwey Jahr darnach erstreckte man die Rache so gar bis auf die Gräber in der Kirche und auf dem Kirchhofe. Man grub die Cörper aus, um sie an einen andern Ort zu bringen. Le Maitre und der unsterbliche Racine liegen iezt in

a) Sie werden auch Conversen genannt; sie haben die wirthschaftlichen Verrichtungen des Closters unter sich getheilt, und warten den andern Nonnen auf.

in der Kirche des heil. Stephans vom Berge. Da man aber nur bis zu einer gewissen Tiefe grub, indem man nicht vermuthete tiefer etwas zu finden, so blieben einige, wie man vorgiebt, vor dieser strengen Nachsuchung verborgen.

Die Ruinen des Portroyal sind stets für gewisse Leute ein Gegenstand der Verehrung gewesen. Der jansenistische Pöbel hat lange Zeit geglaubt, daß die Steine daselbst brenneten; sie beteten daselbst, thaten Wallfahrten dahin, und bekamen Entzückungen. Die Regierung hat seit einiger Zeit dieser Schwärmerey Einhalt gethan, indem sie den nahe gelegenen Wirthshäusern verbot die Pilgrimme aufzunehmen.

Welcher Triumph für die Jesuiten, daß sie niemand mehr haben, der sich ihnen widersetzt, und daß sie, statt sich vor Nebenbuhlern zu fürchten, dieselben beklagen können. Man kann diesen Patern das Gefühl großer Seelen, wenn sie sich gerächt sehen, zutrauen; a) die Politic war nicht allein die Seele ihrer Handlungen; sie thaten nicht alles aus Furcht verdunkelt zu werden,

oder

a) Nur daß uns der Verfasser nicht zu viel zumuthe, was wir alles den Jesuiten zutrauen sollen! Denn wir sagen es kurz: Wir trauen ihnen wenig Gutes, aber sehr viel Böses zu; oder, wir halten sie als Geistliche für sehr schlechte Leute, in weltlichen Dingen aber für listige und verwegene Köpfe: kurz, für gute Spione.

oder nur die zweyte Rolle zu spielen. Ein allzu großer Eifer für die Religion hat ihnen Gefahren vorstellen können, wo keine waren, oder die wirklichen Gefahren weit größer machen können. Dieser Streit mit den Jansenisten betrifft sehr abstracte Dinge; er greift weder die Grundlehren, noch die Güter der Kirche, noch auch die Clostergelübde an, wie die Lehren des Calvinus und Luthers. Inzwischen hält er auch nicht grade die Mittelstraße zwischen der Furcht, die Bande, die uns mit dem heil. Stuhle verbinden, entweder zu enge zusammen zu ziehen, oder gar zu zerreissen. Um diese Mittelstraße zu treffen, darf man nur ein guter Franzos seyn; ein ieder Molinist und Jansenist muß in diesem Stück einerley Gesinnung haben.

Ende des dritten Theils.

Inhalt
des dritten Theils.

Fortsetzung der Streitigkeiten über wichtige Materien.

Ueber die Wissenschaften.

Ueber den Aristotelismus 3
- den Harduinismus 18
- das System des Weltgebäudes 37
- den Ursprung der Ideen 47
- die Differentialrechnung 54
- die Frage, ob die Wissenschaften die Sitten verbessern 64

Ueber die schönen Künste.

Ueber die Music 77
- die Malerey und Bildhauerkunst 97

III. Strei-

III. Streitigkeiten verschiedener Gesellschaften.

a) Einer Gesellschaft mit der andern.

Die Universität zu Paris und die Bettelmönche 111
Die Dominicaner und Franciscaner 126
Die Universität und das königliche Collegium 136
Die Franciscaner und Capuciner 151
Die Carmeliter und Jesuiten 180
Die Universität zu Paris und die Jesuiten 192
Die Dominicaner und die Jesuiten 213
Die Herren vom Portroyal und die Jesuiten 237

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Irail, Simon Augustin,

Merkwürdigkeiten zur Geschichte der Gelehrten, und besonders der
Streitigkeiten derselben, vom Homer an bis auf unsere Zeiten Aus dem Französ
sischen übersetzt
Bd.: Dritter Theil

Leipzig 1763

Bamberg, Staatsbibliothek -- Coll.vit.o.1-a(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11440191-6
VD18 90978943